

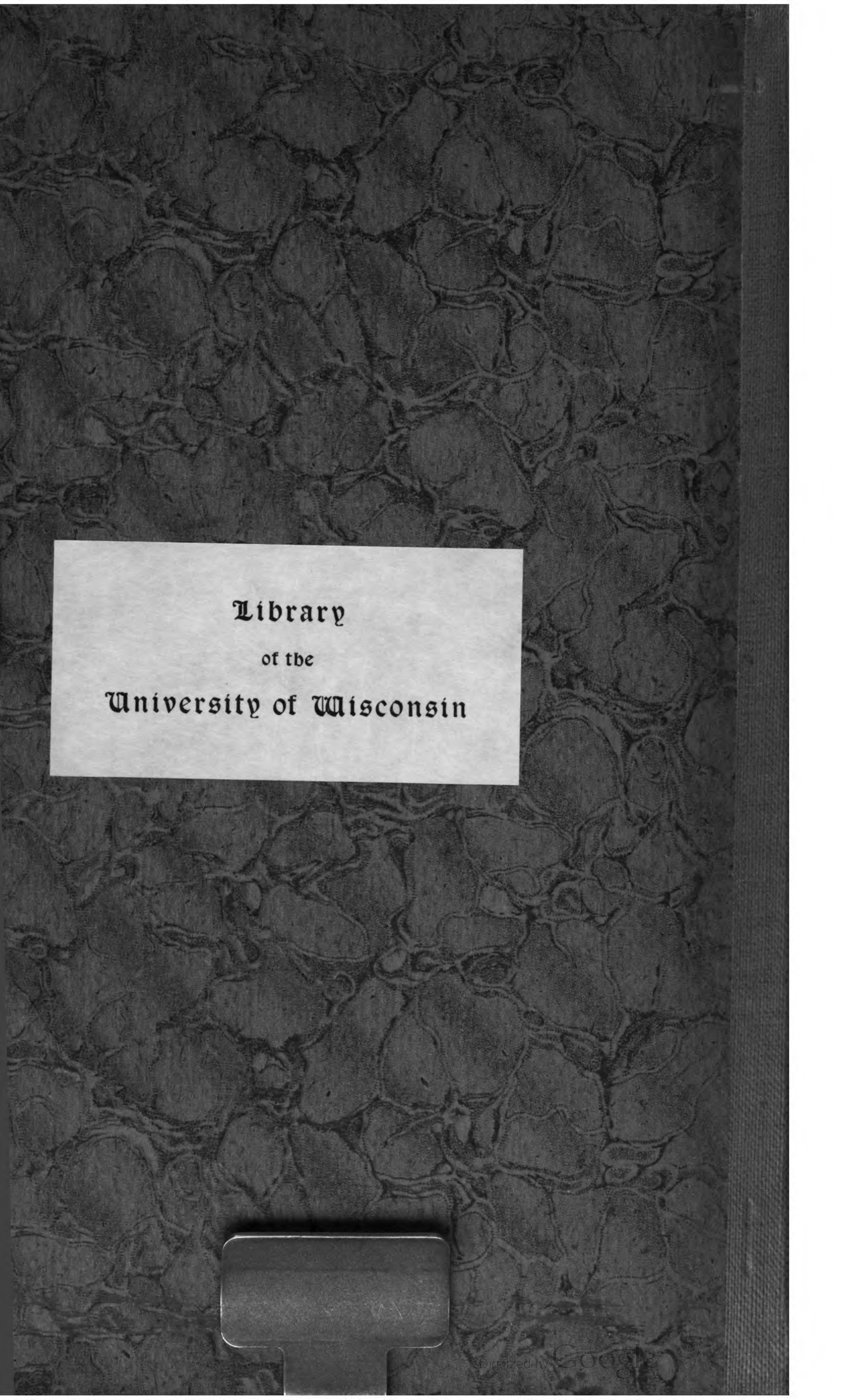
AUS ALBANIENS WERDETAGEN

VON

RUDOLF ROTHEIT

1914

BALKAN-VERLAG G.M.B.H.
BERLIN W 30.



Library
of the
University of Wisconsin

Aus Albaniens Werdetagen

von

Rudolf Rotheit



1914

Balkan-Verlag G. m. b. H.

Berlin W 30

Für den Buchhandel:

Verlag für Fachliteratur G. m. b. H. Berlin

Umschlagzeichnung von A. Lüschwitz-Koreffski

Meiner Frau zugeeignet

Vorwort.

Die nachstehenden Aufsätze sind zuerst in der „Vossischen Zeitung“ erschienen, in deren Auftrag ich die Albanienreise unternommen habe, um die Zustände zu schildern, wie sie sich kurz vor der Thronbesteigung des Prinzen zu Wied dem Beobachter darboten. Von kleineren nachträglichen Ergänzungen abgesehen, sind sie in der ersten Niederschrift, die das Ergebnis unmittelbarer Anschauung war, hier zum Buche vereinigt worden. Ihnen liegt die Absicht zu Grunde, ein von Schönfärberei ebenso wie von Übelwollen freies Abbild der Verhältnisse zu liefern.

Berlin, im April 1914.

Der Verfasser.

Erste Eindrücke.

Valona, 27. Januar.

„Katuni! Katuni grekki!" Die von Korfu mitreisenden Albanesen waren von ihren schreiend bunten Schlafpolstern aufgestanden, auf denen sie, in Schafwoll- oder Steppdecken eingehüllt, die Nacht auf Deck zugebracht hatten, und wiesen auf eine spärliche Gestrüpplinie hin, die sich von einem kleinen Meereinschnitte aus den kahlen Berg hinanschlängelte. Katuni grekki — griechische Dörfer. Oben auf einer Halde kamen einige Häuschen zum Vorschein. Wir waren an der äußersten Nordwestecke des von Griechenland beanspruchten epirotischen Gebiets angelangt. Von da an befinden wir uns in den Gewässern des freien albanesischen Staates.

Nur eine kleine Rechnung ist auch hier mit den Griechen noch zu begleichen. Wo das akrakeraunische Vorgebirge, dem entlang wir nordwärts fahren, in eine niedrige, schmale Landzunge, das Kap Linguetta, ausmündet, taucht eine hochragende Insel auf. Öde und leer, wie alles an diesen Küsten. Die blaue Adria bespült graues Gestein. Es ist die Insel Saseno, mitten eingelagert vor die Bucht von Valona. Eine tiefe Einsattlung scheidet die Umrisse des Inselberges in zwei fast kongruente Teile, daß sie aussehen wie zwei aneinander gestellte Lagerzelte. In der politischen Geographie hat Saseno die nicht zu unterschätzende Bedeutung eines Stecknadelkopfes. Wer ihn zwischen den Fingern hält, kann nach Belieben den Busen von Valona verhüllen oder enthüllen. Das Besitzrecht ist vorläufig noch griechisch. Saseno gehört mit zu der Morgengabe, womit England im Jahre 1863 den Griechenkönig Georg großmütig bedachte, indem es die

damalige Republik der ionischen Inseln, die von England verwaltet wurde, dem Königreich Griechenland zum Geschenk machte. Das Besitzrecht stand aber bis vor kurzem bloß auf dem Papier. Niemals hat Griechenland es der Mühe für wert erachtet, die Flagge zu hissen auf diesem Felseneiland, wo Menschen nicht wohnen und höchstens ein paar Ziegen und Schafe kümmerliche Nahrung finden können. Erst die balkanischen Umwälzungen der letzten zwei Jahre verwandelten das Gestein von Saseno in politisch münzbares Gold. Seitdem hat eine Garde von 30—40 Mann den Auftrag, Hellas auf Saseno zu vertreten. Doch Saseno kann griechisch nicht bleiben. Der Riegel vor Albaniens südlichem Tor darf von Fremden nicht gehandhabt werden. Es ist sicher, daß er ihnen entwunden werden wird.

Um das akrakeraunische Vorgebirge herum wendet das Schiff sich ostwärts. Die prächtig weite Bucht von Valona öffnet sich den Blicken. Vorgelagertes Hügelland, dahinter höhere Berge, von denen einer mit weißem Schneehaupt seine Genossen weit überragt. Die Mittagssonne beleuchtet die hellen Häuschen eines südländischen Bergnestes auf einem Plateau der vorderen Szenerie. Die erste albanesische Ansiedlung, die den von Süden Kommenden begrüßt. Kanina ist es, das Nachbarstädtchen von Valona. Valona selbst ist nicht sichtbar. Am flachen Gestade, wohin das Schiff seinen Kurs nimmt, sieht man nur wenige Gebäude. Vor zweien weht an hohem Mast Albaniens purpurrote Flagge mit dem zweiköpfigen schwarzen Adler im Felde. Das größere von beiden, ganz vorn an der Landungsbrücke, dient der Seebehörde. Dem einstöckigen älteren Mittelbau aus Stein sind zwei ebenerdige Seitenflügel aus Holz angegliedert worden, so daß insgesamt eine Front von 15 Fenstern herauskommt. Hier war anfangs die provisorische Regierung untergebracht. Daher die Zubauten. Das andere durch die Nationalflagge be-

zeichnete Haus, weiter rückwärts, ist das Hafenzollamt. Achtung und Respekt! Hier fließen Gelder ein, und am Golde hängt, nach Golde drängt auch Albanien.

Unmittelbar am Strande sehen wir noch einen umfangreichen funkelnagelneuen Holzbau, teils Landhaus, teils Baracke: das soeben fertig gewordene „österreichische", d. h. von einem österreichischen Unternehmer erbaute Hotel. Die Wirtin, die es führen soll, wohnt noch in der Stadt, wo sie den Fremden die Wohltaten der österreichischen Küche gewährt. Nachbar des Hotels ist ein Torso in Eisenkonstruktion. Dem Österreicher sind die Italiener dicht auf den Leib gerückt, die das Eisengerippe zu einem Magazin für das in der Nähe gewonnene Meersalz zu vervollständigen gedenken.

So sieht der Hafen von Valona aus. Zwei kleine Kriegsschiffe, ein dunkelgraues und ein weißes, liegen geruhsam auf der stillen Meeresfläche. Das dunkle ist ein Österreicher, das weiße ein Italiener. Aus den extremen Farbengegensätzen soll kein vorschneller Schluß gezogen werden. Arbeit erblüht den Kriegsschiffen nicht. Sie sind da pour l'honneur du drapeau.

Ein Boot mit der albanesischen Staatsflagge nähert sich unserem Schiffe, sobald dieses Anker geworfen hat. Ein gut aussehender strammer albanesischer Offizier kommt die Falltreppe herauf. Der ihn begleitende Gendarm, das Gewehr in der Hand, den Patronengürtel um den Leib geschnallt, bleibt im Boot zurück. Sie tragen neue hechtgrüne Tuchuniformen, der Offizier eine Jacke im Ulanenschnitt, dazu Reithosen in hohen Stiefeln. An der Mütze mit rotgoldener Borte ist ein rotes Schild mit dem schwarzen Adler befestigt. Prüfenden Blickes werden die Passagiere gemustert. Der Kapitän wird ausgefragt, ob er nichts Verdächtiges wahrgenommen habe. Auf dem oberen Podest der Falltreppe stehend, läßt der Offizier die Aussteigenden an sich vorbeidefilieren. Seit dem

Putschversuch Bekir Effendis[1]) wird die Kontrolle besonders streng gehandhabt. Ich bin schon im Boot, das uns an Land bringen soll, als von oben die Frage an mich gerichtet wird, ob ich Italiener sei. „Non, Allemand." — „Allemand? Bien!" — Kaum habe ich mich als Allemand deklariert, so wendet sich mein Bootskamerad an mich mit den Worten: „Prentz? Durazzo?", und zieht fragend die Brauen hoch und hebt das Kinn, als wollte er nach Durazzo zeigen. Ich verstehe, was er will: „Kommt der Prinz nach Durazzo?" Ich glaube, durch Zeichen bejahen zu können. Aber wann? Ich weiß nicht.

Was geschieht dort am Strande in einiger Entfernung, wo er ganz flach zum Meere verläuft? Einige hundert Leute gehen auf und ab, die einen in gerader Reihe, die anderen im Kreise, unermüdlich, als ob sie dafür bezahlt bekämen. In der Tat, sie bekommen dafür bezahlt, denn es sind, wie wir hören, Albaniens neue Soldaten, die sich im Gänsemarsch die Grundlage des militärischen Könnens zu eigen machen.

Etwas embryonal muten auf der von Soldaten bewachten Mole die dort aufgestapelten Waren an. Zur Ausfuhr bestimmte Artikel gewahren wir nicht; eingeführt wurden, wie wir sehen, rote Dachsteinziegel, weiße Kalksteinziegel und Säcke mit Kalk oder Zement. Wenigstens ein Zeichen, daß Valona baulich im Aufschwung begriffen ist.

Die mündliche Prüfung durch den Offizier auf dem Schiffe genügte nicht; auf der Polizeistation am Strande ist vor demselben Offizier, der uns vorangeeilt war, noch eine schriftliche zu bestehen. Namen, Stand und Herkunft müssen auf einen Zettel aufgeschrieben werden. Was ich eigentlich vorhabe, wozu ich komme, möchte der Offizier gern wissen. „Das Land sehen." Gut, passiert! Später im Hotel wird

[1]) Bekirs mißlungener Handstreich, einige Wochen zuvor unternommen, hatte die Einsetzung eines mohamedanischen Fürsten zum Ziel.



man noch einmal zu einer polizeilichen Anmeldung verhalten. Der polizeiliche Apparat arbeitet also vielleicht etwas zu fleißig, aber, wie man gestehen muß, korrekt. Wir werden noch Gelegenheit haben, Näheres über die vielberufene albanesische „Anarchie" zu erzählen.

Nach Erledigung der Zollformalitäten, die glatt vonstatten gehen, übernimmt uns ein Carozza vorsintflutlichen Typs und nachsintflutlicher Unreinlichkeit zur Fahrt in die Stadt. An den ausgedehnten Überresten einer ehemaligen venezianischen Seefestung arbeiten zwei Leute mit einer Hacke, um die behauenen Steine herauszuklauben. Sie verwirklichen in ihrer Art das Schillersche Wort von dem neuen Leben, das aus Ruinen blüht, denn die alten Steine sollen neue Häuser geben oder zur Erneuerung der Fahrstraße dienen. Ein homerischer Schafhirt mit langem Stab weidet zur Linken weiße und schwarze Hammel unter Olivenbäumen. Zur Rechten tut ein anderer Hirt desgleichen. Beturbante Herren sitzen spazieren auf dem schütteren Gras, gemächlich ihre Pfeife rauchend, etwas abseits davon üben sich ihre Damen im Nachmittagsklatsch. Und wieder ein Schafhirt und noch einmal eine Schafherde. Dann kommt ein Feld, das augenscheinlich seit unvordenklichen Zeiten als Müllablagerungsstätte Valonas dient; ich erinnere mich nicht, je eine solche Menge von verrostetem Blech und Eisen, von zerbrochenem Glas und Porzellan an einer Stelle beisammen gesehen zu haben. Holzkohlen tragende Muli — ein bekanntes orientalisches Bild — kommen uns mit Glockengeläut entgegen. Eine kleine quadratische Dschami mit Rundkuppel wird passiert, dicht daneben das österreichische Konsulat, dann eine mächtige, mehr als zwei Mann hohe Steinmauer, die das größte Haus Valonas, das Besitztum der Notabelnfamilie Vlora, umgibt, und wenige Schritte weiter hält der Wagen vor einem Tor ebenderselben Mauer; wir sind vor unserem Hotel angelangt, das bis vor kurzem

gleichfalls einem Mitglied der Familie Vlora als Wohnsitz gedient hat und von diesem dem italienischen Hotelunternehmer in Miete gegeben wurde, ein weitläufiges Gebäude mit einer Menge von Zimmern, die jedoch alle besetzt waren. Nur dem Umstande, daß der auch im Auslande bekannte albanesische Schriftsteller und Politiker Derwisch Hima am Abend desselben Tages nach Durazzo abreiste und mir schon am Nachmittag sein Zimmer gastfreundlich zur Verfügung stellte, verdanke ich es, daß ich alsogleich Unterkunft fand, und zwar eine solche, mit der ich in bezug auf Sauberkeit im Zimmer gleichwie bei Tisch durchaus zufrieden bin. Daß die Heizung fehlt und man nirgends ein warmes Winkelchen findet, ist betrüblicher Landesbrauch. Frisch aus der Küche gekommenes gebähtes Brot heute beim Frühstück wurde als Wärmespender zärtlich umfangen. Man wird sich langsam durchzufrieren haben, bis die Sonne oder — der Prinz Wied kommt.

Die Wehrmacht und die epirotische Frage.

Valona, 30. Januar.

Während der niederländische General de Veer in einem Eckzimmer der Kaserne von Valona bei geschlossenen Türen die Kriegsgerichtsverhandlung gegen den jungtürkischen Major Bekir und seine 28 Mitangeklagten leitet, wird im Zimmer nebenan, wo Major Thomson und Oberleutnant Mallinckrodt sitzen, eifrig an der Organisation der Wehrmacht Albaniens weitergearbeitet. Man wird den Major Bekir wegen seines abenteuerlichen Putschversuches voraussichtlich zu einer schrecklichen Strafe verurteilen: lebenslänglichem Kerker, Tod durch Erschießen oder dergleichen. Darüber hinaus wird ihm wahrscheinlich

nicht viel geschehen. Die drei niederländischen Offiziere, die sehr tüchtige Leistungen aufzuweisen haben und seit der Verhängung des Belagerungszustandes die Diktatoren von Valona sind, tragen beängstigend ernste Gesichter zur Schau. Die Mitglieder der von den Mächten ernannten internationalen Kommission, die als eigentliche Regierung Südalbanien verwaltet, tun desgleichen. Man muß ein Exempel statuieren. Und man wird es statuieren — auf dem Papier. Was später mal mit Bekir Effendi geschieht, soll die Sorge der Nachfolger sein. Für den Augenblick ist das ganz unwesentlich. Niemand in der Stadt kümmert sich viel darum, ob dem ehrenwerten Bekir ein kurzer oder ein langer Prozeß gemacht wird.

In dem Augenblick, wo ich die Kaserne betrete, marschiert just ein Trupp albanesischer Soldaten zum Exerzieren hinaus. Man nennt sie hier die „niederländischen" Soldaten oder die „niederländische" Gendarmerie, weil das Korps, als Kern der künftigen Armee, von den drei Niederländern eingerichtet wurde. Vorläufig hat es den Sicherheitsdienst zu versehen. Ein Unteroffizier, der sich aus irgendeinem Grunde einige Minuten verspätet hat, tänzelt den Abmarschierenden so sonderbar nach, daß ich erstaunt frage, was das zu bedeuten habe. Nichts weiter, als daß er alle paar Meter den Tritt wechselt, weil es ihm Freude macht, daß er es schon kann. Und allen den Leuten macht das Soldatensein offensichtlich Freude. An den neuen Uniformen ist noch kein Fleckchen. Beschuhung, Wickelgamaschen, Lederzeug, Gewehr — alles in Ordnung. Und dazu noch jeden Tag frisch rasiert, so daß sie ganz proper aussehen, was im allgemeinen nicht albanesische oder, besser gesagt, orientalische Gepflogenheit ist. Die Mannschaft fühlt sich: „Was sagst du nun zu uns, he?" Doch dies Selbstbewußtsein ist frei von Überhebung. Im Gegenteil, jeder ist höflich und für einen freundlichen Blick dankbar. Die Wachposten an den Straßenecken — es

herrscht ja Belagerungszustand — sind namentlich dem Fremden gegenüber, soweit man sich mit ihnen verständigen kann, entgegenkommend und machen ein recht unglückliches Gesicht, wenn eine Verständigung mit ihnen nicht gelingt.

Es sind für diese Mannschaft die besten Leute ausgewählt worden. Was anfangs in aller Eile eingestellt ward und sich dann nicht als tauglich erwies, wurde alsbald verabschiedet. Die Leute meldeten sich freiwillig. Zwangsrekrutierung gibt es noch nicht. Nicht zum geringsten lockte die hohe Löhnung. Der Mann bekommt 66 Franken den Monat, also einen Betrag von fast schwindlichter Höhe. Der Leutnant bezieht 240 Fr., womit er glänzend leben kann, wie noch nie, und der Major mit seinen 400 Fr. kann gut seine Familie ernähren.

Diese niederländische Gendarmerie ist heute etwa 1600 Mann stark. Ursprünglich war geplant, 1000 Mann Infanterie und 1000 Mann Kavallerie aufzustellen, doch wurde im Laufe der Begebenheiten auf die Kavallerie wegen der hohen Kosten und wahrscheinlich auch wegen des Mangels an geeignetem Pferdematerial verzichtet, und die Zahl der Fußtruppen wurde auf 1600 erhöht. Beritten sind nur einige Dutzend Mann, die das Pferd in den Dienst mitgebracht haben und dafür mit 150 Fr. monatlich besoldet werden. Zur Verstärkung der holländischen Truppen wurde die Einrichtung der „Auxiliärsoldaten“ geschaffen, d. h. von Freiwilligen, die sich mit ihren eigenen Waffen zur provisorischen Dienstleistung melden. Die Benennung „Auxiliärtruppen“ ist nur eine wohlklingende Umschreibung für das gute Wort „Banden“, zu deutsch: Komitatschi. Durch diese Truppen hat sich die Wehrmacht auf 2000 Mann erhöht, und sie steigt weiter durch neuen Freiwilligenzuzug. 300 Mann stehen an der Südgrenze (wir werden bald sehen, zu welchem Zwecke), 250 wurden nach Elbassan und Berat abgeschickt, um Essad Paschas

Machtgelüsten einen Damm zu setzen; der Rest weilt in Valona.

Einige Schwierigkeiten trotz des hohen Salärs macht die Suche nach Offizieren, die ihre Sache verstehen. In diesem Punkte besteht noch ein Manko.

Außer den Holländern und den Auxiliärs gibt es noch eine dritte Gruppe von Soldaten, die von der inzwischen zurückgetretenen provisorischen Regierung Ismail Kemals nach türkischem Muster in den drei Sandschaks Südalbaniens (Valona, Elbassan und Berat) aufgestellt wurde. Sie ist in drei Bataillone von zusammen 1000 Mann eingeteilt und wird von den Lokalregierungen der drei Sandschaks bezahlt.

Der Dienst wird, wie gesagt, gern und willig versehen. Ganz abgesehen von der Bezahlung, leuchtet es den Leuten ein, wenn man ihnen auseinandersetzt, daß sie jetzt Vaterlandsverteidiger im vollsten Sinne des Wortes sind, daß sie es nicht mehr nötig haben werden, den Türken die Kastanien aus dem Feuer von Makedonien, von Tripolis, von Yemen und weiß der Himmel woher noch zu holen. Auch werden sie nicht mehr türkisch, sondern in ihrer Volks- und Muttersprache befehligt; sie verstehen ihre militärischen Vorgesetzten, während sie in Unkenntnis des Türkischen mit den türkischen Offizieren Schwierigkeiten hatten.

Die Holländer bedienen sich in ihren Anordnungen und beim Kommando der Vermittlung von französisch sprechenden albanesischen Offizieren.

Alles das, was hier erzählt ist, gilt bloß für Südalbanien. Essad Pascha in Mittelalbanien hat seine eigene Truppe von einigen hundert Mann, und in Nordalbanien, wo (in Skutari) ein internationales Detachement steht, hat man mit der Organisierung einer Eingeborenentruppe noch nicht begonnen. Wenn die Verhältnisse mit Essad ins reine gebracht sein werden — und es scheint, daß man auf dem besten Wege dazu ist —, wird an die Errichtung und Ver-

einheitlichung der Gendarmerie im ganzen Lande geschritten werden.

Dreihundert Mann stehen, wie erwähnt, an der Südgrenze. Hauptsächlich im Hinblick auf die Südgrenze wurde die holländische Gendarmerie geschaffen. Sie verdankt ihre Entstehung der epirotischen Frage. Nach Ansicht des Athener epirotischen Komitees sind es die Großmächte selbst, welche Furcht haben vor Metzeleien in Epirus für den Fall der Zurückziehung der griechischen Truppen, da die Albanesen nicht imstande seien, in den von den Griechen verlassenen Plätzen Ruhe und Ordnung zu gewährleisten. Hier in Valona hört man es anders. Auch Mitglieder der internationalen Kommission, nicht bloß die albanesischen Nationalisten, sind der Überzeugung, daß die Gendarmerie Albaniens bereits diszipliniert und zahlreich genug ist, um nach und nach die griechischen Truppen in Epirus abzulösen. Wobei zu beachten ist, daß die Gendarmerie von Tag zu Tag sich vermehrt. Nur freilich, einen Widerstand von 15000—20000 Mann hellenisch-epirotischer Legionäre vermöchte sie nicht zu brechen. Dazu ist sie zu schwach, sie müßte den kürzeren ziehen. Auf einen Feldzug ist man hier nicht eingerichtet; solchen könnte man nicht führen. Daher ist die ganze Hoffnung auf die Mächte gerichtet. Das Athener epirotische Komitee fürchtet die Mächte keineswegs; die Albanesen ihrerseits glauben, daß die bloße Landung eines gemischten europäischen Korps in Santi Quaranta genügen würde, um dem epirotischen Komitee Respekt vor dem Willen Europas einzuflößen und dieserart die epirotische Frage ohne jedes Blutvergießen zu erledigen.

Die Finanzen.

Valona, 31. Januar.

Am Hafenstrand von Valona steht ein Liliput-Haus, das von einem Mittelgang und zwei winzigen Zimmerchen gänzlich ausgefüllt wird. Man könnte sich einer verwegenen und trotzdem naheliegenden Vermutung über seine Bestimmung hingeben, wenn Albanien schon zivilisiert genug wäre, dergleichen zu rechtfertigen. Auch wäre dann der Gendarm, den man vor dieser Anstalt Wache halten sieht, kein Bedürfnis.

Um dieses Haus tobt gegenwärtig ein harter Kampf in Europa. Man ist eben daran, es zu internationalisieren. Von dem Schicksal dieses Hauses hängt die internationale Anleihe Albaniens ab, von der Anleihe die Ankunft des Prinzen Wied, von der Ankunft des Prinzen die Zukunft Albaniens, von der Zukunft Albaniens die Ruhe Europas usw.

Man sieht: kleine Ursachen, große Wirkungen.

An der Front hängt ein ovales Schild, halb so groß wie das ganze Gebäude. Man liest darauf, daß man den Staatstresor Albaniens vor sich hat.

Dem Wiener Bankverein und der italienischen Banca commerciale gemeinsam gab Ismail Kemal, der jüngst an die Luft gesetzte Chef der provisorischen Regierung von Valona, vor fünf Monaten die Konzession zur Errichtung eines Bankinstituts, das bestimmt war, sich zur albanesischen Staatsbank zu entwickeln. Im Vertrage mit den beiden Banken verpflichtete sich die provisorische Regierung, der Bank von Valona, die den stolzen Namen „Nationalbank für Albanien“ erhielt, alle Einkünfte des Staates zu überweisen und alle staatlichen Geldverrechnungen der Bank zu übertragen.

An dem Tage, an dem das Beamtenpersonal des Wiener Bankvereins und der Banca commerciale — zwei Mann hoch — in Valona erschien und somit die



Bank von Albanien offiziell eröffnet war, hinterlegte die provisorische Regierung Ismail Kemals die Gelder, die sie bis dahin angesammelt hatte (es sollen etwa 100 000 Fr. gewesen sein), prompt und regelrecht bei dem neuen Institut. Der Anfang war also vielversprechend. Die Regierung hatte den Vertrag eingehalten. Dies eine Mal hatte sie es getan und dann, wie die Entwicklung zeigte, niemals wieder.

Es verging ein Monat, es vergingen zwei Monate, die Bank wartete auf die Staatsgelder, und es kam nichts. Man berichtete nach Wien und Rom. Aus Wien erging der Auftrag, bei Ismail Kemal vorzusprechen. Ismail Kemal antwortete auf die bei ihm vorgebrachte Beschwerde: „Ich bitte Sie, lassen Sie mich in Ruh'!" Ein neuer Bericht nach Wien hatte diese unerfreuliche Antwort zum Inhalt. Wien setzte sich hierauf mit Rom in Verbindung. Das Ergebnis war, daß nicht eine Person, sondern diesmal zwei Personen sich in Valona zu Ismail Kemal begaben. Sie wiesen die Bestimmungen der Bankkonzession vor und pochten auf ihren Schein. Ismail Kemal machte ein unglückliches Gesicht und begann zu klagen: „Ja, es ist wahr, das steht in der Bankkonzession, aber diese Konzession hat meine Stellung im Lande erschüttert, wegen dieser Konzession ist Essad Pascha von der provisorischen Regierung abgefallen, hetzen Sie mir nicht noch Meuchelmörder auf den Hals!" Wahr ist, wie beiläufig hier bemerkt werden muß, daß Essad Pascha mit der Konzession nicht einverstanden war, aber sein Konflikt mit Ismail Kemal datierte schon von früher her und hatte andere Ursachen. Die beiden Beschwerdeführer nahmen die Antwort Ismail Kemals zur Kenntnis, gaben sie an ihre Regierungen weiter, und . . . alles blieb beim alten. Die Gelder wurden nicht an die Bank abgeführt, sondern blieben beim alten Kemal. Nach und nach schwanden auch die eingezahlten 100 000 Fr. im Austausch gegen Regierungsquittungen dahin, und das Ende vom Liede

bis auf weiteres ist, daß sich nicht ein roter Heller albanesischen Staatsgeldes in der Nationalbank für Albanien befindet.

Hinzugefügt sei: auch nicht ein roter Heller von Ismail Kemals persönlichem Guthaben. Denn als er von der internationalen Kommission zum Rücktritt genötigt wurde und das Land verließ, nahm er die letzten 7000 Fr. von dem Profit mit, den er bei der Konzessionierung der Bank und durch diese Konzessionierung persönlich gemacht hatte. Wie denn überhaupt Ismail Kemal, dem gewünscht wird, daß er recht lange die Freuden des Auslandes genieße, zeitlebens ein starker Geldnehmer war. Der König von Griechenland erzählte mir[1]), was heute wohl auch öffentlich mitgeteilt werden darf, daß Ismail Kemal lange Zeit 36000 Fr. jährlich von Griechenland bezog. Englisches, französisches, österreichisches, italienisches Geld fehlte ihm auch nicht. Es kamen da stattliche Beträge zusammen. Nicht erst seit der Ernennung Ismail Kemals zum Regierungschef, sondern schon viel, viel früher, seit Dezennien. Ismail Kemal war in den europäischen Kabinetten einer der bekanntesten, wenn nicht der bekannteste Albanese. Eine goldene Brücke war zwischen ihm und den Kabinetten geschlagen. Und schließlich erhoben ihn die Mächte, da jede glaubte, ihn in der Tasche zu haben, zum Chef der provisorischen Regierung. Seine letzte Großtat — er verschmähte aber auch Geschäfte kleineren Umfanges nicht — war der den Italienern konzessionierte Bau des Salzmagazins im Hafen. Das Bauwerk ist unter Brüdern 60—80000 Fr. wert; verrechnet wurde es mit etwa einer Viertelmillion.

Die internationale Kontrollkommission, die als Oberbehörde der immer noch bestehenden provisorischen Regierung fungiert, hätte nach Abgang Ismail Kemals leicht die Möglichkeit, die Bank zum finanziellen Zentralinstitut Albaniens zu machen, aber da

[1]) In einer Unterredung in Athen am 21. Januar 1914.

nicht bloß ein Österreicher und ein Italiener, sondern auch Vertreter der anderen Großmächte Mitglieder der Kommission sind, ist diese nicht gerade versessen darauf, sich für ein österreichisch-italienisches Finanzinstitut zu erwärmen. Und so wartet man auf die Internationalisierung. Vorläufig fließen die Gelder an die aus der türkischen Verwaltung übernommene „Muhassebe", eine Art Zentralkasse, die jetzt selbstverständlich auch von der Kontrollkommission beaufsichtigt wird.

Die Einkünfte setzen sich, wie überall, in der Hauptsache aus Zöllen und Steuern zusammen. Über die Einnahmen des Hafens von Valona gibt folgende Tabelle Auskunft:

	Jahr	Betrag
	1907 . . .	462 000 Piaster (etwa 16½ Pf.)
	1908 . . .	521 000 „
	1909 . . .	627 000 „
	1910 . . .	844 000 „
	1911 . . .	843 000 „
von April bis einschl. Sept.	1913 . . .	1 680 000 „

Das Jahr 1912, als Kriegsjahr mit der Blockade, hat eine höchst mangelhafte Statistik und könnte, auch wenn die Statistik besser wäre, ohnehin zum Vergleich nicht herangezogen werden. In obigen Ziffern sind die Beträge der Einfuhrzölle von 11 v. H. und der Ausfuhrzölle von 1 v. H. enthalten. Eine Scheidung zwischen beiden macht die Statistik nicht.

Der riesige Aufschwung des Jahres 1913 hat verschiedene Ursachen. Erstens das Einströmen der durch die griechische Blockade zurückgehaltenen Waren, zweitens die Erhebung Valonas zur zeitweiligen Hauptstadt, drittens der Umstand, daß die Waren, die man früher hier aus den Basaren von Konstantinopel und Saloniki bezog, wofür 1 v. H. zu den in der Türkei bereits entrichteten 11 v. H. drauf-

gezahlt wurde, jetzt direkt mit elfprozentigem Zoll eingeführt werden. Hinzukommt in der allerneuesten Zeit, daß die Kontrollkommission nach der Abfahrt Ismail Kemals eine weit geordnetere Finanzgebarung im Zollamt von Valona eingeführt hat, als bis dahin bestanden hatte.

Die Steuern verteilen sich auf Zehent, Grund-, Gewerbe-, Hammel- und Haussteuer. Es sind sehr bedeutende Steuerrückstände vorhanden, welche die provisorische Regierung nicht die Macht und vielfach auch nicht den Willen hatte einzutreiben, da sie nach Parteigängern fischte.

Ein regelrechtes Budget ist nicht aufgestellt. Die einzige Angabe, die zu erhalten war, ist, daß die drei Sandschaks Südalbaniens (Valona, Berat, Elbassan) zusammen vom 20. Januar bis Ende Februar 24 000 türk. Pfund (etwa 430 000 M.) vereinnahmten. Valona zahlt die ganze holländische Gendarmerie.

So ist es mit den Finanzen Südalbaniens bestellt. In Mittelalbanien beherrscht noch Essad Pascha auch das Finanzfeld. Er zieht Steuern und Zölle ein, verwendet sie nach eigenem Ermessen und sendet der Kontrollkommission in Valona zur Wahrung des ehrlichen Gesichts phantastische Abrechnungen ein. Man hofft, daß diese Zwei- und Dreiteilung Albaniens nicht mehr lange dauern wird. In ihr besteht die „Anarchie", von der draußen soviel gesprochen wird.

Nachtrag.

Valona, 2. Februar.

Ich bitte um Entschuldigung, ich habe dem albanesischen Staate unwissentlich 25—30000 Fr. entzogen, ein Geld allerdings, von dem der albanesische Staat bis zur Stunde selbst keine Kenntnis hat. In der „Nationalbank für Albanien", so wurde mir von Personen, die es wissen müßten, gesagt, befinde sich nicht ein roter Pfennig albanesischer Staatsgelder.

Weshalb man m i r diesen Bescheid gegeben hat, obwohl ich kein Minister Albaniens bin, gehört zu den orientalischen Rätseln. Vielleicht fürchtete man, ich werde schnurstracks zur albanesischen Regierung gehen und ihr das Geheimnis auf Halbpart verraten. Es wurde oben erzählt, daß die Regierung der Bank am Tage der Eröffnung etwa 100 000 Fr. aufgesammelten Geldes überwiesen und dann keine Einzahlungen mehr geleistet hat. Beides ist richtig. Ferner wurde mitgeteilt, daß die Regierung nach und nach von den 100 000 Fr. Abhebungen gemacht hat. Auch das stimmt. Aber erschöpft hat die Regierung diesen Fonds nicht. Sie glaubt ihn nur erschöpft zu haben, sie weiß nicht, daß noch 25—30 000 Fr. vorhanden sind, denn eine geordnete Buchführung kann man von ihr noch nicht verlangen. Wüßte sie, daß ihr noch Geld zur Verfügung steht, so wäre das Ende dieses Geldes gekommen. Deshalb werden die 25—30 000 Fr. von der Bankleitung sekretiert, daß um Himmels willen die Regierung nichts davon erfährt. Später wird immer noch Zeit sein, sie mit dem Geheimschatz freudig zu überraschen. Die Verhüllung des Aktivpostens führte man auch dem Frager gegenüber durch, der nicht in der Lage ist, einen Regierungsscheck auf die Nationalbank von Albanien zu präsentieren.

Die „Anarchie“.

Valona, 2. Februar.

Die sogenannte Anarchie Albaniens besteht in einigen Brüchen, denen der gemeinsame Nenner fehlt. Der Prinz zu Wied soll dieser Nenner werden. Die internationale Kommission sucht die Vorarbeit hierfür zu leisten. Zwei ihrer Mitglieder haben sich nach Durazzo zu Ritter Essad begeben, um auf ihn einzuwirken, daß er dem Beispiel des Ritters Kemal von Valona folge und durch Verzicht auf seine Macht-

stellung in Mittelalbanien die Bahn frei mache zur Vereinheitlichung ganz Albaniens. Vor zwei Monaten versprach Essad, er werde zurücktreten, wenn Ismail Kemal vorher dasselbe tue. Ismail Kemal ist nicht freiwillig zurückgetreten, sondern wurde von der internationalen Kommission abgesetzt. Essad Pascha meint, für diesen Fall habe seine Zusage keine Geltung, weil es so aussehen würde, als ob auch er sich was habe zuschulden kommen lassen. Eine willkommene Handhabe zur Abschiebung Ismail Kemals gab der Kommission der Prozeß Bekir, aus dem hervorging, daß Ismail an dem Putschversuch nicht unbeteiligt war. Essad Pascha seinerseits schwört Stein und Bein, daß er in der Affäre Bekir reine Hände habe. Ismail Kemal hatte nicht das geringste Ansehen und nicht den geringsten Einfluß in Südalbanien. Die Regierungsmaschine trug zwar seinen Namen, arbeitete aber unter dem Dampf der internationalen Kommission und der holländischen Offiziere. Essad Pascha hingegen übt wirklich die Macht in Mittelalbanien aus und hält dort befriedigend die Ordnung aufrecht. Und er stellte daher die Frage an die beiden Abgesandten der Kommission, wer die Verantwortung auf sich nehmen will, das Regiment in Mittelalbanien zu führen, wenn er selbst von der Bildfläche verschwände.

Auf die Bemerkung der beiden Abgesandten, daß die Kommission trotz alledem auf seiner Entfernung vom angemaßten Amte bestehe, meinte Essad gemütsruhig, er werde sich, wenn man ihn zwingen wolle, von Durazzo ins Innere des Landes nach Tirana zurückziehen und dort Widerstand leisten; wer werde ihm dann an den Leib gehen?

Die beiden Abgesandten — es waren dies das deutsche und das englische Mitglied der Kommission — erkannten, daß nur ein Kompromiß zum Ziele führen könne. Machtmittel gegen Essad besitzt die Kommission nicht, und wenn sie über solche verfügte,

würde sie ihre eigene Ausgleichsaktion nicht durch scharfes Auftreten durchkreuzen können. Die Aufgabe der beiden Abgesandten war, eine Brücke nach Südalbanien über Mittelalbanien nach Nordalbanien zu schlagen, um dem kommenden Fürsten einen Einheitsstaat auf dem Präsentierbrett darbieten zu können. War erst der Fels Essad überwunden, so hatten die kleineren Essads, die noch den Weg erschweren, wenig zu bedeuten.

Essad Paschas bisherige Politik war ein unausgesetztes Lavieren, ein bißchen mit dem Wind, ein bißchen gegen den Wind, ein bißchen für den Wied, ein bißchen gegen den Wied. Für ihn galt es, sich jetzt und in Zukunft eine Position im Lande zu schaffen, ein Faktor zu sein, mit dem auch die neue Zeit zu rechnen habe. Nachdem verschiedene Pläne sich als unausführbar erwiesen hatten, reizte ihn der Gedanke, daß der Fürst das Fürstentum gleichsam aus seiner Hand bekäme und bei seiner Ankunft den Willkommensgruß des mächtigsten Mannes im Lande entgegenzunehmen hätte. Die internationale Kommission jedoch ist der Ansicht, daß der Fürst bei seiner Landung reinen Tisch vorfinden müsse, um sein erstes nationales Ministerium nach eigenem Ermessen (d. h. in Wirklichkeit nach den Fingerzeigen der Kommission oder ausländischer Kabinette) bilden zu können.

Das Kompromiß, das mit Essad erzielt wurde, geht dahin, daß Essad zum Führer der Abordnung ausersehen wird, die dem Prinzen in Neuwied am Rhein die Krone im Namen des albanesischen Volkes anzutragen hat. Bis zu seiner Abreise bleibt er in Mittelalbanien an der Macht. Am Tage vor der Abreise hat er über seine Geldgebarung mit der Kommission abzurechenn und das Finanzwesen in ihre Hand zu legen. Die von ihm ernannten Beamten werden in die neue Verwaltung Mittelalbaniens übernommen.

Mit dieser Lösung, die von den beiden Abgesandten im Namen der ganzen Kommission vereinbart wurde, sind, wie man vernimmt, nicht alle Kommissionsmitglieder einverstanden. Doch das führt uns auf das Gebiet der großen europäischen Politik, die in diesen Zeilen nicht berührt werden soll. Jedenfalls begeben sich alle Kommissionsmitglieder schon morgen nach Durazzo, um in aller Form die Installierung der Kontrolle vorzubereiten. Damit wird die „Anarchie“ in Albanien so gut wie beendet sein.

Die Existenz von gesonderten Regionalregierungen bei mangelnder Zentralgewalt ist das, was in übertriebener und vielfach mißgünstiger Weise als Anarchie bezeichnet wurde. Hauptursache davon sind überlieferte Zerwürfnisse zwischen den bisher führenden Familien des Landes sowie Gehässigkeiten innerhalb der Familien selbst. Triebfeder ist der orientalische Neid, der nirgends in so hoher Blüte steht wie in Albanien. Als schmachvolle Zumutung empfinden es die einen, daß sie sich den andern, denen sie sich mindestens gleichgestellt dünken, unterordnen sollen. Von diesem Gesichtspunkte aus sagten wir oben, daß die Anarchie in einigen Brüchen besteht, denen der gemeinsame Nenner noch fehlt.

Sieht man von diesen Konflikten ab, so ist mit aller Bestimmtheit festzustellen, daß im ganzen Lande nie solche Ruhe und Sicherheit geherrscht hat, wie eben jetzt. Für jeden der verschiedenen Machthaber ist es Ehrensache, für Zucht und Ordnung in seinem Bereich zu sorgen. Einmal versuchte Essad vor einigen Wochen, sein Einflußgebiet nach der Elbassaner Seite hin zu erweitern, es kam zu kleinen Kämpfen, die in den nach Europa gerichteten Telegrammen übermäßig aufgebauscht waren. Essads Plan scheiterte und damit war die Sache erledigt. Seitdem ist von solchen Zwischenfällen keine Rede mehr. Morde gehören zu den Seltenheiten. In den letzten Monaten sind bei der internationalen Kom-

mission nur zwei aus Blutrache verübte Mordtaten in Südalbanien angemeldet worden. Diebstähle kommen fast gar nicht vor. Das gibt ein ganz anderes Bild von Albanien, als man es sich in Europa vorstellt. Ein charakteristischer Zug ist die Abwesenheit von Bettlern. Der Stolz verbietet den Albanesen die Bettelei, die durchaus als mauvais genre gilt. Noch erstaunlicher ist, daß hier in Valona nicht einmal die Zigeuner betteln. Das belästigende Nachlaufen auf den Straßen von Erwachsenen oder Kindern mit bittender Hand fehlt. Ich fand in den Tagen meines hiesigen Aufenthalts nur zwei Krüppel, denen man es ansah, daß sie gern was haben wollten, und die eine kleine Gabe auch annahmen. Mit dem Einzug der Fremden und ihrer Kultur werden sich diese Verhältnisse aller Voraussicht nach verschlechtern [1]).

Auf den Stolz des Albanesen will man auch seine Arbeitsscheu zurückführen, die ein hervorstechendes Nationallaster ist. Die Ansicht scheint mir nicht richtig zu sein, vielmehr liegt hier die Ursache in der troglodytenhaften Bedürfnislosigkeit der kulturell zurückgebliebenen Bevölkerung. Von allen Seiten höre ich, und gebildete Einheimische bestätigen es, daß das Volk Ausdauer bei der Arbeit nicht kennt. Sobald der Haus-, Feld- oder Gartenarbeiter seine erste vereinbarte Löhnung ausbezahlt erhält, verläßt er ohne ein Wort der Kündigung die Arbeitsstätte und kehrt zu ihr nicht zurück. Er hat genug verdient, um bei den paar Kupferstücken, die er für seinen Tagesbedarf verausgabt, einige Wochen oder Monate sein Dasein zu fristen. Arbeitsscheu und Neid sind augenscheinlich die schwersten Fehler dieses hochintelligenten Volkes. Vielleicht wird der zu erwartende Aufschwung des Landes aus mittelalterlichem Tiefstand halbwegs zur modernen Kultur einen Wandel dadurch schaffen,

---

[1]) In anderen Orten Albaniens, die ich später besuchte, machte sich die zudringliche Bettelei von Zigeunerinnen und Zigeunerkindern allerdings sehr lästig.



daß die erweiterte und gesicherte Verdienstmöglichkeit derer, die sich ihrer bedienen wollen, die anderen aufstachelt, dem Beispiele zu folgen.

Bei den kleinen Schkipetaren.

Valona, 4. Februar.

In dem alten türkischen Schulhause wurde eine albanesische Elementarschule eingerichtet. Klaffende Löcher in den Stubendecken mußten verkleidet und verputzt, die morschen Stellen des Bodenbelags erneuert werden. Was die Türkenherrschaft zurückgelassen hat, ist löcherig, hier wie überall anders. Die ehemals türkischen Schulen waren in der Kriegszeit gesperrt. Nach und nach geht man daran, sie als albanesische Schulen wieder zu eröffnen. Es fehlt noch mancherlei. Es fehlt das Geld, es fehlen Lehrkräfte und Schulbücher. Auch die Nationalitätenpolitik bereitet Schwierigkeiten. Die orthodoxe Geistlichkeit wehrt sich gegen Schulen mit albanesischer Unterrichtssprache und verlangt griechische Schulen. Die Albanesen lehnen dies ab und wollen die griechische Sprache nur für den orthodoxen Religionsunterricht zugestehen. Die Geistlichkeit droht, die albanesischen Schulen zu boykottieren. Das Königreich Griechenland sucht Einfluß zu gewinnen auf die internationalen Verhandlungen über das Statut des Fürstentums Albanien, damit unter dem Titel des Schutzes der Nationalitäten und Konfessionen dem albanesischen Staate griechische Schulen aufgezwungen werden, obwohl albanesische Schulen weder in Griechenland noch in Serbien bewilligt wurden.

Eine höhere Schulstufe als Elementarschulen kann Albanien sich bis auf weiteres nicht leisten. Erste Voraussetzung dazu wäre eine einheitliche Bildungs- und Literatursprache. Es ist aber noch nicht einmal ein einheitliches Alphabet vorhanden. Die Kinder in den

Elementarschulen haben sich den Kopf mit zwei verschiedenen Alphabeten für ihre eigene Sprache zu zerbrechen: dem lateinischen und einem gemischten lateinisch-griechischen Kompromiß-Alphabet, das vor vier oder fünf Jahren auf einem Kongreß albanesischer Schriftgelehrter ausgearbeitet wurde.

Gebildete Albanesen sind weit davon entfernt, zu leugnen, daß sie im Unterrichtswesen den Griechen viel zu verdanken haben. Sie erkennen die höhere griechische Kultur an, meinen aber, daß es endlich an der Zeit sei, auf der überkommenen griechischen Grundlage einen eigenen nationalen Bau zu errichten. Gerade die besten der wenigen vorhandenen Lehrkräfte haben an Griechenschulen im türkischen Staate gewirkt. Unterhielten doch die griechischen Gemeinden auf türkischem Boden bis nach Mittelalbanien hinein ihre Schulanstalten. Den früheren türkischen Schulen dagegen wird keine Träne nachgeweint. In dem Urteil über ihre Unzulänglichkeit sind in Albanien die Nationalgesinnten unter den Christen gleichwie unter den Mohammedanern einig. Man muß dabei im Auge behalten, daß trotz der halbtausendjährigen Türkenherrschaft die türkische Sprache niemals ins albanesische Volk gedrungen ist.

Ein Besuch der neuen albanesischen Schule von Valona führte zu den erfreulichsten Schlüssen hinsichtlich der Intelligenz des jungen Schkipetaren-Nachwuchses. An der hohen geistigen Begabung des Volkes zweifelt überhaupt niemand, der mit ihm in Berührung gekommen ist, wogegen über schwere Charakterfehler oft scharf abgeurteilt wird. Neid und Arbeitsscheu habe ich bereits erwähnt. Hierzu kommt die auffallende, sofort in die Augen springende Erscheinung, daß kein Albanese an dem anderen ein gutes Haar läßt. Man sitzt mit ihnen in größerer Gesellschaft bei freundschaftlicher Unterhaltung zusammen, jeder behandelt den Gesprächspartner auf das höflichste und zuvorkommendste, und doch kann

man sicher sein, daß nachher einer nach dem andern kommt und verächtlich sagt: „Der? Ich bitt' Sie, der? Das ist schon der Richtige!“

Wir besuchten erst die oberste (vierte) Klasse. Anwesend waren 14 Schüler im Alter von 11 bis 14 Jahren. Die Altersunterschiede wurden mir damit erklärt, daß die älteren Zöglinge aus den Türkenschulen stammen, daher etwas zurückgeblieben sind, während die jüngeren vorher griechische Schulen besucht haben. Manche waren in dürftigen, zerlumpten Anzügen, andere besser gekleidet, zufriedenstellend gewaschen waren alle. Sie erhoben sich bei unserem Eintritt stramm wie auf Kommando und legten zwei Finger der rechten Hand, militärisch grüßend, an die Schläfe. Gelesen wurde:

Robenson prej Daniel de Foe
Cqiperuare skutazi
prej
Lumo Skendo
peretypj'e dyjte.

Zu deutsch: „Robinson von Daniel Defoe, ins Schkipetarische (Albanesische) übersetzt von Lumo Skendo; zweite Ausgabe.“ Es war nicht der ganze Robinson, sondern eine ganz dünne Zusammenfassung. Gedruckt war das Buch in Sofia. Grammatik und Syntax wurden geübt, teils in mündlicher Frage und Antwort, wobei die Antworten fließend schnell und korrekt gegeben wurden, teils schriftlich mit Kreide an der Tafel, oft in wahrhaft kalligraphischer Ausführung. Dann drang man in die Geheimnisse der Bruchrechnung ein: Umwandlung von $^3/_4$ in die Dezimale u. dgl. Wir hörten alle Hauptstädte Europas aufsagen, erfuhren, daß Amerika von Christoph Kolumbus entdeckt wurde, hörten aus der Geschichte von den Zügen Alexanders von Makedonien und von den Reden des Demosthenes gegen Philipp. Es folgten Deklamationen von patriotischen Gedichten. „Uns

trennt nicht Kirche, nicht Moschee, wir sind ein einig Vaterland." Gut gemeint, aber leider nicht richtig. Im übrigen liberal und national zugleich, sozusagen nationalliberal. Ein zweites Gedicht erzählt zum abschreckenden Beispiel, daß es Albanesen gibt, die mit den Türken gehen! Pfui Kuckuck! In dieser Warnung vor dem Zusammengehen mit den Türken steckt der starke Gegensatz zwischen Volk und dem von den Türken über das Volk eingesetzten Bey, ein Gegensatz, der in der inneren Politik Albaniens mindestens so viel zu schaffen geben wird wie der zwischen Christen und Mohammedanern. Die Gedichte wurden mit Schwung und kräftigen Gesten tadellos aufgesagt. Nach militärischer Verabschiedung begaben wir uns in die erste Schulklasse zu den 6—8jährigen Jungen, die gleichfalls stramm militärisch aufstanden und grüßten. Es waren ihrer etwa 45. Sie lernten die Kunst des Buchstabierens aus einer in Paris gedruckten albanesischen Fibel. Auch dort wurden patriotische Gedichte aufgesagt. Das eine fordert die Schkipetaren auf, das Vergangene vergangen sein zu lassen und sich in Gemeinsamkeit dem Fortschritt hinzugeben, das andere schließt mit einem Gebet für das Vaterland.

Der albanesische Staat braucht dringend Beamte, die des Lesens und Schreibens in der Sprache des Landes kundig sind. Es herrscht ein großer Mangel daran. Der bisherige Oberlastträger im Hafen von Valona z. B. wurde zum Hafenkapitän ernannt. Man fand keinen Geeigneteren. Meist ist im schriftlichen Amtsverkehr noch das Türkische im Gebrauch, wie auch das Geldwesen (mit Ausnahme von Nordalbanien, wo in österreichischem Geld gerechnet wird) noch ganz türkisch ist. Die Übergangszeit muß überwunden werden. Der Nachwuchs in den Schulen soll ihr Überwinder werden.

Österreich und Italien.

Valona, 5. Februar.

Die Adria ist italienisches Sprachgebiet, wie das Weltmeer englisches Sprachgebiet ist. Das Verständigungsmittel der Nationen auf dem Weltmeer ist Englisch, auf der Adria Italienisch. Dem Zwange dieses Zustandes fügt sich auch Österreich, das eine eigene Nationalsprache nicht besitzt. Der Österreichische Lloyd in Triest, der die Adria befährt, sowie die zweite große Schiffahrtsunternehmung in Triest, die Austro-Americana, amtieren italienisch. Die Schilder auf ihren Schiffen mit der Berufsbezeichnung des Schiffspersonals sind italienisch. Das Personal selbst, vom Kapitän bis zur Mannschaft und den Küchenangestellten, spricht Italienisch. Meist beherrscht das Deutsch nur der Schiffsarzt, der an einer deutsch-österreichischen Universität studiert hat. Auch die vielen dalmatinischen Kroaten, die auf österreichischen Schiffen dienen, also die nationalen Gegner der Italiener, kommen ohne das Italienische nicht aus. Daheim auf dem Lande können sie Kroatisch reden, soviel sie wollen; auf der Adria gilt das Italienische.

Italien und Österreich, die beiden Staaten, denen das freie Albanien seine Existenz verdankt, stehen an der Ostküste der Adria in scharfer Konkurrenz gegeneinander. Die Konkurrenz ist es zum großen Teil — abgesehen von gewissen anderen Gesichtspunkten — die sie veranlaßt hat, den albanesischen Staat zu schaffen. Eine andere Lösung des ostadriatischen Problems wäre ohne österreichisch-italienischen Zusammenstoß nicht zu erzielen gewesen. Man hat einen Pufferstaat eingefügt, der Albanien heißt und dem die Püffe nicht erspart bleiben werden.

In Valona ist in einem Schuppen am Hafen eine kleine österreichische Druckerei eingerichtet worden. Nebenan ist eine italienische Druckerei im Bau. Dem von einem Italiener kürzlich eingerichteten Hotel, das

aller Wahrscheinlichkeit nach vom italienischen Staat subventioniert, jedenfalls aber von italienischen Behörden gefördert wird, folgt der österreichische Hotelbau, der sich offenbar der entsprechenden Unterstützung der österreichischen Regierung oder der von der Regierung beeinflußten Bankwelt erfreut. Die Lieferung der albanesischen Briefmarken war den Österreichern zugesagt, die Italiener haben sie ihnen vor der Nase weggeschnappt. Die Uniformen der albanesischen Gendarmerie stammen aus Italien. Die Säbel, obwohl Solinger Fabrikat, sind aus Italien bezogen. Italienische Fischer an der Küste von Valona wurden von ungefähr befragt, ob sich der Weg bis zu den albanesischen Gewässern für sie lohne. „Warum nicht?" antworteten sie, „wir werden ja von unserem Vaterlande subventioniert!"

Die besseren Handwerker in Südalbanien sind Italiener. Die Olivenausfuhr Südalbaniens geht nach Italien. Soweit Ölpressen im Lande selbst vorhanden sind, sind sie italienische Unternehmungen. Der Italiener lebt leichter, verkehrt leichter mit der unteren Schicht der einheimischen Bevölkerung als der Österreicher, schon weil er viel anspruchsloser ist als dieser.

Zu dem Thema der Ausbreitung der italienischen Sprache am Ostgestade der Adria gehört auch die Tatsache, daß nicht bloß überall die Lloyd-Agenten, sondern auch die Beamten der österreichischen Postanstalten sich mit den Fremden italienisch verständigen. Deutsch oder eine andere Sprache Österreichs kommt fast gar nicht vor. Als Kuriosum sei erwähnt, daß auf dem österreichischen Postamt in Valona kein Beamter Deutsch versteht, während der Schalterbeamte auf dem italienischen Postamt in Valona ganz gut Deutsch spricht.

Allgemein bekannt ist, daß in Albanien österreichische wie auch italienische Schulen bestehen, die den Zweck haben, den Zöglingen österreichische oder italienische Geistesrichtung einzutrichtern. Zu glei-

chem Zweck werden viele junge Albanesen in Österreich und Italien auf Staatskosten erzogen. Doch ist Österreich auf dem Gebiete des Schulwesens in Albanien im Nachteil, nicht bloß deshalb, weil Italien jedem albanesischen Zögling einer italienischen Schule monatlich noch ein Taschengeld draufzahlt und in den von Österreich unterhaltenen Schulanstalten das Italienische faute de mieux Unterrichtssprache ist (nur in Durazzo existiert eine schwach besuchte österreichische Schule mit albanesischer Unterrichtssprache und dem Deutschen als Unterrichtsgegenstand), sondern auch aus einem anderen Grunde. Die österreichischen Schulen sind geistliche Schulen, die italienischen sind weltlich. Die Österreicher wenden sich an die Katholiken und können ihre Schulen deshalb nur dort errichten, wo katholische Albanesen in geschlossener Masse wohnen; die Italiener sind an solche Beschränkung nicht gebunden. Der italienischen Schule in Valona fehlt das österreichische Gegengewicht, weil Valona fast gar keine Katholiken hat. Der Pfarrer der winzigen katholischen Gemeinde von Valona erhält seinen Sold, wie alle katholischen Geistlichen Albaniens, von Österreich. Deutsch spricht er nicht, aber — Italienisch.

Es gibt nur einen wirklich populären österreichischen Namen an der ganzen Küste von Skutari südwärts bis Valona und weiter ins Griechische bis Korfu — den Namen Baron Bruck. Alle Augenblick und überall hört man diesen Namen nennen. Jedermann interessiert sich dafür, wann der Baron Bruck eintrifft und wann er wieder abfährt. Der Baron Bruck ist das österreichische Lloydschiff, das wöchentlich einmal auf der Tour von Triest nach Korfu und zurück den Schnellverkehrsdienst zwischen den albanesischen Häfen und Europa versieht. Für diese Einrichtung, die neueren Datums ist, ist man den Österreichern an der Küste dankbar. Wie sonst der Dank an das Haus Österreich aussehen wird — wer will es voraussagen?



Volk und Natur.

Valona, 8. Februar.

Das Verkehrswesen Albaniens ist klein, braun und struppig. Man kann es satteln und sich seiner bedienen, wenn kein Regen fällt. Öffnet aber der Himmel seine Schleusen, dann geht das Wesen eine zähe Verbindung mit dem Morast ein, und der Verkehr verschwindet. Ismail Kemal, der verflossene Chef der provisorischen Regierung von Valona, nahm einen Verkehrsminister in sein Kabinett auf. Er wollte seine Regierung nach europäischem Muster komplett haben. Wenn schon, denn schon. Was sich aber auch wegen der Bezahlung empfahl. Je mehr Leute bezahlt werden, auf desto mehr Anhänger kann man rechnen. Oder umgekehrt: je mehr Anhänger man hat, desto größer ist der Kreis derer, die Anspruch auf bezahlte Stellen erheben. Die internationale Kommission hatte nach glücklicher Entfernung Ismail Kemals nichts eiligeres zu tun, als den Verkehrsminister abzusetzen. Wozu war er nütze? Jeder Mulitreiber ist sein eigener Verkehrsminister und macht sich seine eigene Straße; wo man je nach der Jahreszeit am wenigsten schlecht durchkommt, dort ist die Straße.

Das Schicksal des Verkehrsministers teilte Ismail Kemals Ackerbauminister. Es gibt Äcker im Lande, auf denen sogar was wächst, doch von rationellem Ackerbau hat niemand in Albanien die blasseste Ahnung. Die Güter der Beys sind verpachtet. Ein Drittel des Ertrages nach Abzug des Zehents fließt dem Grundbesitzer zu. Zwischen Besitzer und Pächter steht als Mittelsperson der Gutsverwalter. Eine geordnete Rechnungslegung existiert nicht. Was der Pächter dem Eigentümer als Ertragssumme zukommen läßt, muß dieser nehmen. Der Pächter kann nicht wirtschaften, der Eigentümer kann ihn nicht kontrollieren. Der Verwalter kann höchstens einen oberflächlichen Überschlag über das Ernteergebnis

machen. Allen fehlen die elementarsten Kenntnisse. Die freien Bauern leben von der Hand in den Mund, je nachdem der Laubfrosch das Wetter macht. Kredit und Sparkassen sind unbekannte Größen, ernste Arbeit ein lästiger Begriff.

Vielleicht das Merkwürdigste an diesem Naturvolk ist es, daß es mit der Natur in keiner vertrauten Beziehung steht. Sie treiben Ackerbau und Viehzucht, ohne Ackerbauer und Viehzüchter zu sein. Sie leben von dem Ertrag des Bodens, wie der Himmel ihn ihnen schenkt. Nirgends ist eine Spur davon vorhanden, daß sie sich Mühe geben, mehr herauszuwirtschaften, um besser leben zu können.

Sie sind keine Reiter, obwohl sie im Verkehr und Transport auf ihre kümmerlichen Pferdchen angewiesen sind. Sie sind keine Fischer und Schiffsleute, obwohl sie seit Uranbeginn an der Adria wohnen. Sie sind keine Jäger, obgleich Raub- und Nutzwild sich zahlreich in ihren Bergen vorfindet und die Flinte ihr ständiger Begleiter ist. Man glaubte von ihnen, sie wären erprobte Krieger. Die Ereignisse der Jahre 1912 und 1913 haben diese Legende zerstört.

Entsetzt reißt das arme Roß das Maul auf, wenn der Reiter, die Zügel zerrend, auf ihm sitzt, und weiß doch nicht, was der Quälgeist von ihm will. Den Fischen geht man mit Dynamitpatronen zu Leibe. Die durch die Explosionsgewalt betäubten Fische kommen an die Oberfläche, die getöteten fallen zu Boden und werden nach einer Weile an Land gespült. Die Ausbootung von den Dampfern ist schwerfällig, es fehlt die souveräne Beherrschung des Nachens. Die Italiener kommen zum Fischfang mit ihren Booten an die albanesische Küste, noch nie aber ist es einem Albanesen eingefallen, mit eigenem Segel die Entdeckungsfahrt nach dem italienischen Adriagestade zu wagen. Die Treffsicherheit der Flinte in Albanesenhänden soll (so sagt man mir, ich habe es selbst nicht gesehen) höchst mangelhaft sein. Die Brunnenanlagen

im ganzen Lande, sofern es nicht fließende Quellen sind, bestehen aus einfachen offenen Schächten ohne jegliches Pump- oder Hebewerk; wer Wasser holt, bringt neben seinem Eimer auch den Strick mit, an dem der Eimer in den Schacht hinabgelassen wird.

Alles und jedes ist noch zu lernen, draußen im Freien und innen im Hause, wo außer den Schafwollkleidern, die die Frauen herstellen, nichts von gewerblicher Tätigkeit zu finden ist. Ich suchte auf dem Markte nach albanesischen Erzeugnissen. Außer Marder- und Fuchsfellen, für die exorbitante Preise verlangt werden, konnte ich nichts entdecken. Angeblich sollen im Innern des Landes, in Elbassan und Tirana, Teppiche, Seidenzeug und Handarbeiten zum Schmuck der Frauenkleider in beschränktem Maße verfertigt werden.

Wie die Frauen sich kleiden, werde ich vielleicht später erfahren, wenn mir das Glück blühen sollte, eine Frau zu Gesicht zu bekommen. Vorläufig habe ich während meines zweiwöchigen Aufenthaltes in Valona nur Zigeunerinnen und in höchst seltenen Begegnungen einige schwarze Trauerklöße vermummter Mohammedanerinnen auf der Straße erblickt. Die Männer gehen den ganzen Tag spazieren oder sitzen vor den Kaffeeschenken, die Frauen verlassen ihre Häuser nicht. In dem Benehmen der Männer aus dem Volke gegen europäische Frauen war ritterliches Feingefühl zu beobachten, das den Albanesen allgemein als erfreuliche Eigenschaft nachgerühmt wird. Die bewaffnete Garde Prenk Bib Dodas z. B., lauter stämmige Söhne der Berge, machte auf der Straße oder im Hotelvorraum mit höflicher Selbstverständlichkeit Platz, sobald eine Frau — auch der dienenden Klasse — sich nahte.

Nicht im Einklange mit dieser Eigenschaft, wohl aber mit der Arbeitsscheu der Männer steht die Verwendung der Frau als Last- und Arbeitstier. Ein etwa zwölfjähriger Knabe geht mit einem Zicklein

munter die Straße einher, hinter ihm sein jüngeres Schwesterchen, unter einem großen Reisigbündel schwer keuchend; ein Bild im kleinen, wie es im großen ist. Als das schwächere Wesen, dem nahezutreten eine Schmach wäre, wird die Frau geachtet, aber geschont wird das schwächere Wesen nicht.

Eine rohe Behandlung der Frau in der Familie gehört jedenfalls zu den größten Seltenheiten. Von der Stärke des Familiengefühls zeugt ein Fall, der sich dieser Tage hier zugetragen hat. Ein Albanese in der Nähe von Valona verwundete in der Ausübung der Blutrache seinen Gegner und wurde, da Belagerungszustand herrscht, vom Militärkommando aufgefordert, sich dem Kriegsgericht zu stellen. Da er nicht erschien, sandten die holländischen Militärinstruktoren eine Gendarmerieabteilung in das Dorf und ließen die ganze Familie samt den Haustieren nach Valona bringen. Alsbald kam der Mann und meldete sich bei Gericht zur Aburteilung. Das Verfahren ist probat, nur dürfte ein Albanese es nicht wagen, das Beispiel der Holländer nachzuahmen; ihm wäre die Kugel des Bluträchers sicher.

Der Fürsten-Seraj von Durazzo.

Durazzo, 5. Februar.

Siebzig bis achtzig Meter vom Meeresstrande, durch einen eben erst in Europäisierung begriffenen Garten von ihm getrennt, erhebt sich auf alten venezianischen Grundmauern von stellenweise drei Metern Stärke der Fürsten-Seraj von Durazzo. Das Volk verwendet die alte türkische Bezeichnung für den Wohnsitz des künftigen Herrschers. Die Türken selbst sind verschwunden, als hätte der Erdboden sie verschlungen. Als Militärkommandanten und Beamte standen sie ein halbes Jahrtausend im Lande. Der Orkan hat sie weggefegt, als wären sie nie gewesen. Andere Nationen haben Wurzel gefaßt, haben sich übereinander-

geschichtet, haben sich vermengt; der Kampf um die Scholle dauert unter ihnen noch fort. Die Türken schwammen nur wie Öl an der Oberfläche. Es befinden sich keine Türken mehr in Albanien. Geblieben sind Ruinen und Einrichtungen, die allmählich auch werden abgetragen werden, geblieben sind Namen, die nach und nach in Vergessenheit geraten werden, geblieben ist bei einem großen Teile der Bevölkerung die Konfession, die hier zu zeigen haben wird, ob und wie sie den Anforderungen gewachsen ist, die das öffentliche Leben des neuen Staatswesens an sie stellt.

Die Verkehrsstraße dem Strande entlang läuft zwischen dem Garten und dem Seraj. Die Straße muß überqueren, wer aus dem Seraj in den Garten gelangen will[1]). In wirrem Durcheinander ist heute noch allerhand Baumaterial dort aufgeschichtet. Am Holzgitter des Gartens liegt dazwischen eine große Eisenkiste, stark mit Eisenreifen vernietet. Man hat sie aus dem Seraj getragen und dort hingeworfen. Sie enthielt die Kriegskasse der letzten Türken, die in diesem Hause als Herren geschaltet haben. Die Türken sind verschwunden und die Gelder auch, doch soll dafür gesorgt worden sein, daß Türken und Geld nicht zusammen weggingen; es hat manche Hand die nicht türkisch war, in den Eisenkasten gegriffen.

Das einfache steinerne Bogenportal des Schlosses mit eingemeißelten Halbmonden zu beiden Seiten und der Steintafel oben, die einige türkische Inschriftzeilen trägt[2]), hat man ordentlich abgeputzt, sonst aber belassen, wie es war. Mit dem reinlichen, gelben Anstrich und den grünen Fensterläden präsentiert sich der stattliche Bau auf weißer Untermauer recht freundlich, etwa wie der Landsitz eines reichen Gutsherrn. Das zweistöckige Gebäude, das in der Frontmitte noch einen dreifenstrigen Aufbau trägt, blickt

[1]) Die Straße wurde für den öffentlichen Verkehr später abgesperrt.
[2]) Vgl. Seite 81.

aus neun Fenstern auf das Meer hinaus. Jedes Stockwerk, auch der Aufbau, hat einen Balkon. An die abgeschrägten Ecken mit je zwei Fenstern schließen sich die Flügelwände, die ebenso lang sind wie die Front.

Kisten, Ziegel, Mörtelsäcke und Korksteine füllen die Vorhalle, daß man kaum hindurch kann. Mehr als hundert Kisten mit Möbeln, Privateigentum des Prinzenpaares zu Wied, sind aus Potsdam bereits eingetroffen. Sie stehen noch uneröffnet umher. Andere Kisten, ebenfalls in die Hunderte, hat die Wiener Firma geschickt, die mit dem Bau und der Inneneinrichtung betraut ist. Bauleiter und Architekt ist ein Württemberger, Herr Benno Grimm.

Aus der Vorhalle, in der rechts eine Privattreppe für das Fürstenpaar bis in das dritte Stockwerk angelegt wurde, gelangt man in den Hofraum, der einer Glasbedachung bedarf, aber vorläufig ohne solche bleibt. Von hier führt eine Freitreppe in das erste Stockwerk. Das Parterre enthält Räumlichkeiten für das Hauspersonal (Portier, Rendant, Kawassen, Postbeamte) sowie ein Speisezimmer für diese Angestellten, ferner die Küche, wo der Herd bereits aufgestellt ist, dann die Konditorei und die mit Kühlanlagen und Eiserzeugungsmaschinen versehenen Aufbewahrungsräume für Speisen und Weine. Alles ist neu kanalisiert.

Im ersten Stockwerk kommt man von der Treppe aus an den Dienstzimmern des Adjutanten und des Hauschefs vorbei durch das Wartezimmer in das Arbeitszimmer des Fürsten. Drei eiserne Feldbetten in wahrer Junggesellen- oder Strohwitwerunordnung stehen heute noch dort. Die Herren der Bauleitung, die in diesem Zimmer wohnen und arbeiten, haben keine Zeit, sich die kleinen Unbequemlichkeiten des Daseins zu Herzen zu nehmen. Hauptsehenswürdigkeit des Zimmers ist ein von liebender Hand aus der Heimat gespendeter Schinken. Solche Herrlichkeit

ist in Durazzo sonst nirgends zu finden. Der Jammer der Unterkunft und der Verköstigung in Durazzo schreit zum Himmel.

Das erste Stockwerk enthält sonst einen kleineren und einen größeren Empfangssalon, ein kleines Privatspeisezimmer, das sich das Prinzenpaar eigens gewünscht hat, und einen größeren fünffenstrigen Speisesaal für etwa 40 Personen.

Im zweiten Stock haben die Kinder des Prinzenpaares auf Anordnung der Prinzessin die beiden besten und schönsten Zimmer in der Front inne. In dem einen dieser Zimmer hat bis vor kurzem Essad Pascha seine Empfänge abgehalten. Es kommen dann im linken Flügel die Schlafzimmer, die Badezimmer, Garderobezimmer des Prinzenpaares, im rechten Flügel die Fremdenzimmer und die Zimmer für die Hofdamen.

Der Aufbau ist für das Atelier der Prinzessin bestimmt.

Alles in allem umfaßt das Schloß 38 Zimmer, ungerechnet die entsprechenden Nebenräumlichkeiten. Für die Beleuchtung sorgen sechs Bogenlampen, die bereits im Betrieb sind, sowie vierhundert Birnenlampen.

Wenn er sich in der Politik ebenso wird einrichten können wie in seinem Wohnhause, dann wird der Fürst von Albanien ganz gut untergebracht sein.

Innere Gegensätze.

Valona, 9. Februar.

Es bedarf künstlicher Formung, um einen Staat zu schaffen, dessen christliche und mohammedanische Bürger in voller Gleichberechtigung nebeneinander leben und an der Staatsleitung teilnehmen sollen. Die Natur hat dergleichen nie hervorgebracht. Hammer oder Amboß, Herr oder Knecht — eine andere

Wahl gab es nicht. Entweder beherrscht der Christ den Mohammedaner oder der Mohammedaner den Christen. Mit der Kirche des Heilands und der des Propheten sind aber die konfessionellen Gegensätze in Albanien noch nicht erschöpft. Innerhalb des Christentums und des Mohammedanismus ergeben sich gleichfalls Spaltungen. Katholiken und Orthodoxe stehen einander sehr unfreundlich gegenüber, desgleichen unter den Mohammedanern die Sunniten und die Schiiten. Von den Schiiten Albaniens, die in der halb geheimen Sekte der Bektaschi vereinigt sind, hat man draußen in der Welt nicht gar viel erfahren. Sie kommen in Südalbanien stark in Betracht.

Das Mißtrauen zwischen Christen und Mohammedanern vertieft sich in dem Grade, wie sich die Aussicht auf einen Kampf um die Macht im Staate eröffnet. Der griechisch gesinnte Teil der Orthodoxen tut sein möglichstes, um durch Ausmalung der Gefahren eines vorwiegend von Mohammedanern geleiteten Staatswesens die Unruhe in den Gemütern zu schüren. Der hier weilende Europäer, der sich publizistisch mit den Verhältnissen befaßt, wird von den Orthodoxen beschworen, den europäischen Staatsmännern „die Augen zu öffnen", da diese der „irrigen" Ansicht seien, daß die Mohammedaner mehr als zwei Drittel der Bevölkerung ausmachen, welche unheilvolle Ansicht „korrigiert" werden müsse. Gewissenhafterweise kann die „Korrektur" nicht akzeptiert werden, man erkennt indes leicht daraus, daß auch hier das Jonglieren mit Zahlen und Ziffern beginnt, das von jeher ein Charakteristikum der Bevölkerungskämpfe auf dem Balkan gewesen ist.

Die Katholiken im Norden haben ein stärkeres Gefühl für ihr Albanesentum als die von den griechischen Nachbarn beeinflußten Orthodoxen, doch darf dieses Gefühl noch nicht als ein nationales angesprochen werden, es ist mehr ein regionales auf Grundlage der Stammeszugehörigkeit.

Ein mohammedanisch-christliches Simultan-Regime kann sich vorläufig niemand vorstellen, schon weil die Moralbegriffe viel zu verschieden sind, was eine einheitliche Gesetzgebung verhindert. Eine gesonderte Justiz für beide Teile dagegen müßte ihre Verschmelzung zu einer geschlossenen Nation aufhalten.

Manche versprechen sich einen günstigen Einfluß von den schiitischen Bektatschis. Es wird behauptet, daß der Schiitismus seinerzeit unter den zum großen Teile albanesischen Janitscharen Wurzel geschlagen hat und daß Janitscharen-Flüchtlinge aus der Provinz ihn in die albanesische Heimat verpflanzt haben, als ihre Kameraden in Konstantinopel Anfang des vorigen Jahrhunderts auf oberherrlichen Befehl niedergemetzelt wurden. Die Bekenner des Schiitismus, der bekanntlich die Konfession der Perser ist, sind Gegner des türkischen Sunnitismus und der Türken überhaupt. So waren die albanesischen Niederlassungen der Bektaschis, die eine Art Freimaurer-Orden sind, stets die Pflanzstätten der albanesischen Türkenfeindlichkeit, und da der Schiitismus eine liberalere Richtung der mohammedanischen Kirche vertritt, so glaubt man, hier die Keime zu einem mohammedanisch-christlichen Ausgleich finden zu können.

Den konfessionellen Gegensätzen reihen sich die zwischen dem Volke und den Beys an. Die Beys im Lande sind Albanesen, ihr Titel ist türkisch. Auf die Beys, die ihre Rechnung dabei fanden, stützten die Türken ihre Herrschaft. Dem unterdrückten Volke galten die Beys als die gefürchteten Repräsentanten der türkischen Regierung, die türkische Regierung ihrerseits sah in ihnen die ihr bequemen Vögte. So hat sich ein starker Volkshaß gegen die Beys angesammelt, und die junge Generation, die die Führung anstrebt, gibt die Parole der Bekämpfung der Beys aus. Zugegeben wird, daß in neuerer Zeit auch unter den Bey-Familien wohlgesinnte, nationale und tüchtige Männer anzutreffen sind.

Sofern die Beys nur Beamte ohne Großgrundbesitz waren, sind sie erledigt. Mit ihrem Gelde können sie freilich noch wirken, ohne solche Beeinflussung finden sie keinen Gehorsam mehr. Die meisten von ihnen sind jedoch Eigentümer ausgedehnter Ländereien, und da entwickeln sich in dem vom türkischen Druck befreiten Volke die sozialen Gegensätze, die ihren Ausdruck in der in Umlauf gesetzten Lehrmeinung von der Notwendigkeit der Enteignung der Großgrundbesitzer finden. Gestützt werden diese Bestrebungen durch den Hinweis, daß die Beys eine geordnete Wirtschaft niemals geführt und zur Hebung von Ackerbau und Viehzucht nie was geleistet haben.

Mindestens auf Jahrzehnte hinaus ist jedoch nicht daran zu denken, daß solche Träume festere Gestalt gewinnen; haben doch selbst die führenden Kulturstaaten das Bodenproblem noch immer nicht gelöst, und zeigt uns doch gerade jetzt England, wie unendlich schwierig es ist, darin einen gerechten Ausgleich zu finden.

Ganz verschieden liegen die Verhältnisse in den Gegenden, insbesondere des Nordens, wo die Stammeshäuptlinge die ausschlaggebende Rolle spielen. Der Chef des Stammes wird von seinen Leuten unbedingt als der Herr anerkannt. Je mehr Familien der Stamm zählt, um so mächtiger ist der Chef. Was dem Chef widerfährt, ist dem ganzen Stamme angetan, der für sein Oberhaupt unter allen Bedingungen einsteht. Zwei dieser Häuptlinge, der Katholik Prenk Bib Doda aus der Mirdita und der Mohammedaner Beiram Zur aus der Malissia, weilten dieser Tage in Valona. Sie waren beide in europäischem Zivil, sowohl der sich jovial gebende, laute, zechende, an Falstaff erinnernde Prenk Bib Doda, der es gern hört, wenn man ihn mit „Monsieur le Prince“ anredet, als auch der ernste, gemessene Beiram Zur, doch hatte jeder seine bis an die Zähne bewaffnete Ehrengarde mitgebracht, die ihm auf Schritt und Tritt durch die

Straßen folgte und stundenlang wartend in den Vorhallen und Vorgärten herumlungerte, wenn der Chef einen Besuch machte. Kraft des Belagerungszustandes ist das Waffentragen in Valona verboten, doch wer wagt es, einen Prenk Bib Doda oder einen Beiram Zur aufzufordern, daß ihre Garde die Waffen niederlege? Wer will die Mirdita oder die Malissia gegen sich aufbringen? Solche Stammeshäuptlinge sind die Unabhängigen im Lande, es liegt ganz in ihrem Belieben, ob sie sich in den Staat einfügen oder nicht. Die Türken waren nicht imstande, sie zu bezwingen (es sei denn, was bei manchem gelang, daß sie sich durch Geld und gute Stellungen einfangen ließen), der albanesische Staat wird es noch weniger können, wenn sie sich sträuben.

Alles das sind Lebensfragen Albaniens. Es muß der Zeit und der Entwicklung des Verkehrswesens überlassen bleiben, sie zu lösen.

Durazzos Hauptstadt-Taumel.

Durazzo, 10. Februar.

So ungefähr mag es in den Goldsucher-Anfängen von Kalifornien und Klondyke zugegangen sein. Durazzo ist von einem Hauptstadt-Taumel ergriffen. Man baut. Die Stadt, die etwa 7000 Einwohner, darunter annähernd 1500 Zigeuner, zählt, vergrößert sich. Bis auf weiteres auf ihre eigene Weise. In Höfen voll Unrat, wo man sich bücken muß, um nicht an den Fußboden der Pfahlbauten anzustoßen, die hier die Stelle des Berliner „Gartenhauses" einnehmen, werden in aller Eile aus Bruchstücken alter Holzkisten und Sprossen verflossener Hühnerleitern neue Prachtzimmer genagelt. Die Kelle streicht den Lehmbewurf glatt, und das Logis ist vermietungsfähig. Wer nicht mindestens 100 Fr. monatlich dafür verlangt, versteht seine Zeit nicht. Die österreichische

Gesandtschaft wird viel beneidet um ihr Glück, weil sie ein Haus für 16 000 Fr. Jahresmiete gefunden hat. Was investiert werden muß, um es bewohnbar zu machen, steht auf einem anderen Kreditblatte. Von dem diplomatischen Vertreter Bulgariens verlangte man 7000 Fr. für drei elende Zimmerchen. Die Gesandten der meisten Mächte wissen noch nicht, wo sie ihr Haupt niederlegen sollen. Für ein Zimmer mit Küche und Keller, wobei es dem Mieter freisteht, welcher Raum als Zimmer, welcher als Küche oder Keller zu verwenden ist, werden 1000 Fr. Halbjahrsmiete gefordert.

In der Gaststube des ersten und einzigen „europäischen“ Hotels der Metropole, dem „Hotel Adriatik“, findet sich „tout Durazzo“ zusammen. An die Unsauberkeit gewöhnt man sich. Nur der erste Schritt macht Beschwerden, nachher geht's. Wenn sich orientalische Möglichkeiten mit europäischen Unmöglichkeiten mischen, dann erst gibt es einen rechten Klang und — Geruch. An den geweißten Wänden (geweißt bedeutet noch lange nicht weiß) hängen bunte Drucke, aus Dorffriseurläden Mitteleuropas allgemein bekannt. Der Toggenburg-Märchenprinz neben der auf dem Schimmel reitenden goldhaarigen Märchenprinzessin:

„Und wenn sie leis am Zügel zieht,
Dann klingen hell die Glö—e—cke—lein.“

Vom Tischtuch und Tischgeschirr laßt uns schweigen. Vom Essen desgleichen. Die Maurer- und Zimmerleute aus dem Fürstenpalais sind Stammgäste in den kalkbesprengten Kitteln, wie sie von der Arbeit kommen. Es ist noch riesig viel zu tun, doch die Leute halten es kaum mehr aus. „Was nützt uns der schöne Verdienst, wenn uns Klima und Kost nicht behagt?“

Stammgäste neben den Maurern sind einige der Delegierten, die Albanien nach Neuwied entsendet, um den Fürsten einzuholen. Manche treten in

schwarzem Gehrock von gutem Schnitt schon ganz europäisch auf. Andere werden sich unterwegs, ehe sie Neuwied erreichen, die entsprechende Kleidung anschaffen, zu welchem Zwecke eine Fahrtunterbrechung vorgesehen ist. Ihnen gesellen sich am Gasttische höhere Beamte von Essad Paschas mittelalbanesischer Verwaltung und künftige Staatsminister hinzu. „Ich kann nähen, ich kann flicken", heißt es in irgendeinem Opernliedchen. „Ich kann lesen, ich kann schreiben", heißt es hier. Sie haben recht: wer lesen und schreiben kann, ist ein kommender Mann.

Manchmal verirrt sich auch Europa, das wirkliche, echte, offizielle Europa, hierher. Wenn Europa nicht anderswo in Durazzo zu essen bekommt, wenn es nicht kollegial zu Tisch geladen wird vom österreichischen oder vom italienischen Konsul, die schon von früher her hier ansässig sind und ihren eigenen Haushalt führen, dann muß Europa, um nicht zu verhungern, ins Hotel Adriatik kommen. Gestern ist Europa aus Valona hier angekommen, um gemäß den Abmachungen, die jüngst mit Essad Pascha vereinbart wurden, die Aufsicht über Mittelalbanien zu übernehmen. Europa, in der Stärke von sechs Mann, das ist die internationale Kontrollkommission, das ist das sechsmal glühende Licht der Mächte, das über Albanien leuchtet. Soeben berät man bei Essad Pascha über den Wortlaut des Übernahms-Protokolls. Essad übergibt die Kontrolle und beabsichtigt, die Macht in Händen zu behalten, die Kommission übernimmt die Kontrolle und schmeichelt sich mit der Hoffnung, die Macht den Händen Essads entwinden zu können. Qui vivra, verra. Essad strebt den Kriegsministerposten an. Die bewaffnete Macht einem so unsicheren Kantonisten wie Essad zu überliefern, hält man für bedenklich. Die Kommission stellt sich daher auf den Standpunkt, daß Albanien vorläufig kein Heer, sondern nur eine dem Ministerium des Innern unterstehende Gendarmerie habe und infolgedessen einen

Kriegsminister nicht brauche. Siegt Essad, und wird die Gendarmerie, als „Armee“, ihm unterstellt, so würden die tüchtigen niederländischen Offiziere, die in höchstem Pflichteifer die Gendarmerie Südalbaniens organisiert haben, sehr wenig erbaut davon sein[1]).

Ein netter kleiner Zwischenfall sei hier erzählt. Als Imail Kemal in Valona sein Kabinett bildete, ernannte er Mechmed Pascha aus Kalkandelen, einen der Besiegten aus den Serbenschlachten von Kumanowo und Monastir, zu seinem Kriegsminister. Mechmed Pascha begab sich geraden Wegs in die Kaserne, erschien im Arbeitszimmer des niederländischen Generals de Veer, grüßte munter, setzte sich an den Arbeitstisch und begann in den Papieren des Generals zu blättern, ganz als ob er daheim wäre. Der General läßt ihm durch den Dolmetscher sagen, er möge die Papiere liegen lassen, die ihn nichts angehen. Mechmed Pascha, der ohnehin von dem Inhalt der Papiere nicht ein Wort verstand, begibt sich vom Arbeitstisch zum Sofa und befiehlt einem Gendarmen, Kaffee zu bringen. General de Veer läßt ihm sagen, wenn er Kaffee wünsche, werde er, der General, ihm mit Vergnügen ein Täßchen servieren lassen, anzuordnen aber habe an dieser Stelle nur der General selbst, sonst niemand. Der Kaffee kam, wurde genommen, und damit fand Mechmed Paschas kriegsministerielle Tätigkeit ihr Ende.

Im Hotel Adriatik von Durazzo findet sich auch das inoffizielle Europa ein, man trifft dort alle die fremden Unternehmer, Übernehmer und Obernehmer, solche, welche Konzessionen suchen, solche, welche Konzessionen schon haben, und solche, welche nehmen, was sich trifft. Selbst Damen mit Reiherfedern sind schon auf diesem adriatischen Horizont erschienen. Der Demokratismus des Werdenden ist hier Ereignis. Der Klumpen ist noch nicht geformt. Ein zweites

[1]) Essad wurde nach Ankunft des Fürsten nicht bloß Kriegsminister, sondern zugleich auch Minister des Innern.



europäisches Hotel, dessen Eröffnung bevorsteht, wird die erste Differenzierung bringen.

Ein kleines Gasthaus von überraschender Sauberkeit, obwohl orientalisch, ist das Werk der trauernden Irredenta von Kossowo. Die wohlhabensten Flüchtlinge des serbisch und montenegrinisch gewordenen Kossowogebiets haben sich in Durazzo niedergelassen. Sie haben einige Kaufläden eröffnet, das kleine Hotel gegründet und ein großes Stück Land am Meer für Restaurationszwecke hinzugepachtet. Die Leute aus Kossowo, rührig und geschäftstüchtig, halten zusammen und bilden eine besondere Gruppe für sich. Die Leute von Durazzo ziehen wegen dieser Konkurrenz schiefe Gesichter. In ihrem Hauptstadttaumel denken sie: Selbst essen macht fett. Daß andere mitessen wollen, ist ihnen unangenehm.

Das Füllhorn.

Durazzo, im Februar.

Das Palais schüttet bereits sein Füllhorn über die Bevölkerung der Metropole aus. Zunächst für Matratzenfüllung. In der vom Palais ausgehenden Hauptstraße der Stadt, wo sieben Personen bequem nebeneinander gehen können, ohne die drei Männchen hohen Prachtbauten einzustoßen, begegnet man den Begnadeten, die auf ihrem Buckel ganze Berge von Holzwolle aus dem Palais heimschleppen. Die Möbelkisten sind zum Teil schon ausgepackt, der Überfluß an Holzwolle muß irgendwie abgeleitet werden, damit nicht das ganze Schloß darin ertrinke, und so weiche Nachtlagerstätten, wie von jetzt ab, hat Durazzo seit seinem Bestehen nicht aufzuweisen gehabt. Apropos Nachtlager! Man wird gebeten, sich keine übertriebenen Vorstellungen davon zu machen. Einer der Haupteinfuhrartikel des Augenblicks sind Bettgestelle; für die Fremden natürlich, die daran gewöhnt

sind, des Nachts solch vierbeiniges Ungeheuer unter dem Körper zu haben. Die Einheimischen schlafen auf dem Fußboden, der den Vorteil bietet, daß er nicht gelüftet zu werden braucht. Mit ein paar Kelimdecken als Unterlage und einer ebensolchen Decke drüber ist das Lager gerichtet. Nun denke man sich einen Stoß Palaisholzwolle dazu — welch ein Wohlbehagen! Sprungfedermatratzen sind die reinen Waisenknaben dagegen.

Das Füllhorn des fürstlichen Schlosses spendet auch Nägel. Nägel von einem Dezimeter Länge und darüber sind eine vielbegehrte Ware. Plötzlich sind sie, wie einst das Manna, vom Himmel gefallen in schier unermeßlicher Menge. Jedermann kann sich damit bedienen. Was schief und krumm ist, wird auf den Steinen ausgegradet. Vieles davon wird weiter ins Inland gelangen als gut verkäuflicher Artikel. Das Geschäft blüht. Ganz Albanien bekommt als ersten Vorschuß, der weder verzinst noch zurückgezahlt werden braucht, kräftige Nägel aus dem fürstlichen Palais.

Holzkisten und Bretter davon kommen nicht weniger in Betracht. Der Transport einer Möbeleinrichtung für 38 Zimmer und was drum und dran hängt (auch für die Kabinette muß ja europäisch gesorgt werden), konsumiert eine Unmenge Kisten. Auf allen steht in großer Lateinschrift „Palais — Durazzo“ Und dies „Palais — Durazzo“ durchwandert ebenfalls in stets sich erneuernder Auflage die Hauptstraße der Stadt, um irgendwo als Bau- und Möbelmaterial Verwendung zu finden. Die im Palais beschäftigten österreichischen Bauarbeiter wie nicht minder die Herren der Bauleitung haben übrigens schon längst den Nutzen einer Kombination von Holzkisten mit Holzwolle erkannt; sie schlafen, nach Kasernenart ein halbes oder ein ganzes Dutzend Mann zusammen in einem Zimmer, in Betten, die aus den Holzkisten hergestellt und mit Holzwolle gefüllt sind.

Der Nutzen einer Hofhaltung ist doch zu handgreiflich, als daß er übersehen werden kann. Durazzo ist zufrieden. Zu der Holzwolle, den Nägeln und den Kisten kommt die enorme Steigerung der Miets- und Bodenpreise. Durazzo ist glücklich. Der neue Fürst ist von dem aufrichtigen Willen beseelt, sein Volk glücklich zu machen. In Durazzo ist ihm dies schon vor seiner Ankunft gelungen.

Rot-schwarz, blau und weiß.

Durazzo, im Februar.

Blau war Durazzos Farbe bisher. Der wasserblaue Anstrich der Häuser sowie der Fensterläden in den Geschäften hatte keine politische Bedeutung. Offenbar war es der billigste und am leichtesten zu beschaffen. In der letzten Zeit ist Rot-schwarz obenauf. Wer ein Patriot ist, pfeift auf Blau und schwört auf Rot und Schwarz. Purpurrot ist die Flagge Albaniens, schwarz der Adler darin. Der Farbenpinsel arbeitet patriotisch. Die Fensterläden der Geschäfte in der Hauptstraße bereiten sich zum Empfange des Fürsten vor. In der Diagonale sind die meisten davon zur Hälfte rot, zur anderen Hälfte schwarz angestrichen worden. Die meisten, aber lange nicht alle. In dem Augenblick, wo das Farbenspiel politisch wird, stellt sich das Blau auf den Justamentstandpunkt. Blauweiß ist griechisch, ein weißliches Blau kann als Surrogat dafür gelten. Die orthodoxen Gräkophilen behalten die alte Färbung bei. Mit den Gräkophilen ist es überhaupt ein Kreuz. In der Gendarmerie Südalbaniens z. B. dient neben den Mohammedanern etwa ein Dutzend Katholiken aus dem Norden, aber kein einziger Orthodoxer. Manches Blau in Durazzo hat einen grünlichen Ton. Auch diese Schattierung bleibt bis auf weiteres. Sie ist die Farbe der Unentschiedenen, die vorerst abwarten, wie das Wetter

wird. Und wer sich ganz auf neutralen Standpunkt stellen will, der wählt das unschuldsvolle Weiß zu seiner Couleur. Feindseligkeit zwischen Christen und Mohammedanern und Uneinigkeit im christlichen Lager neben regionalen Eigenbrödeleien sind das Kennzeichen der inneren Lage im Augenblick der Thronbesteigung des Fürsten.

Wie Albanien seine Artillerie bekam.

Durazzo, 25. Februar.

Am 25. Februar 1914 mittags 12 Uhr, hat die fürstlich albanesische Artillerie den ersten Kanonenschuß abgefeuert. In den Annalen des albanesischen Staates muß Tag und Stunde ewig denkwürdig bleiben. Die fürstlich albanesische Artillerie existiert, sie ist kein leerer Wahn, jedermann kann sich von ihrem Dasein überzeugen, heute hat sie mit erschreckender Stimme ihr erstes Lebenszeichen gegeben. Die Leute liefen zusammen, zu sehen, was da los ist. Es war ein Laufen, ein Jagen die Hauptstraße hinunter zum Hafen. Dort ist seit gestern abend die Artillerie aufgestellt. Acht Mann mit Gewehr umringen und bewachen sie, daß niemand sie anfasse, geschweige denn wegtrage. Das Publikum wird in ehrfurchtgebietender Entfernung von mindestens drei Schritt davon abgehalten. Bleibt unserer Artillerie drei Schritt vom Leibe, besagen die nicht mißzuverstehenden Kommandoworte der Wache.

Die Artillerie ist gestern abend ausgeladen worden. Sie kam geradenwegs über die Adria herüber aus Italien. Die Italophilen behaupten, sie sei ein großmütiges Geschenk Italiens, die anderen meinen naserümpfend: „Na ja, wie die Italiener schon sind!" Geschenkt erhalten oder angekauft, einerlei, sie ist da. Auf vier dunkelgrauen Lafetten vier schwarze Rohre, Feldgeschütze von 8,7 Kaliber, reinlich und zweifelsohne, wenn auch etwas ältlich, zehn bis fünf-

zehn Jahre. Die vier von Herrschaften abgelegten Kanonen bilden also die albanesische Artillerie. Sie steht im Hafen und wird morgen auf eine Anhöhe über Durazzo postiert werden, damit ihre Feuerschlünde am Tage der Fürstenankunft den Begrüßungslärm machen. Eine Musikkapelle zu seiner Begrüßung ist noch nicht da. Wird das österreichische oder das italienische Militärdetachement aus Skutari eine herleihen? Oder wird vielleicht zur Wahrung der Parität ein gemischtes italienisch-österreichisches Musikkorps die Paukenschläge und Trompetenstöße vollführen? Nichts Gewisses weiß man nicht, sicher ist nur, daß die Artillerie bereits aufgefahren ist und ihr eherner Mund die Begrüßung donnern wird. Zu türkischer Zeit war es üblich, die Mittagsstunde durch einen Kanonenschlag zu verkünden. Heute genau zur Mittagsstunde wurde der Klang der neuen Artillerie ausprobiert. Ein Schuß, aber ein Löwe. Wie gesagt, die Leute liefen zusammen und der Herr Polizeikommissar der Hafenwache rief entzückt: „Bene, bene, molto bene!“

Auf dem von Döpler jun. in Berlin gezeichneten neuen Staatswappen Albaniens hält der Albanieraar Jupiterblitze in den Klauen. Echte Blitze, nicht solche aus Orpheus in der Unterwelt. So ist's recht. Es kann den Albanesen an Blitzen nicht mehr fehlen, seit fest und treu ihre Artillerie sie beschützt. Auf dem Hafenplatz von Durazzo stehen auch, vorläufig noch im Holzlattenverschlag, die sechs aus dem Auslande bezogenen neuen Schilderhäuschen als Außenseiter für das fürstliche Palais bestimmt, das, beiläufig bemerkt, mit seiner Inneneinrichtung noch im Rückstande ist, aber keineswegs das über die Maßen ungünstige und ungerechtfertigte Verdammungsurteil einiger italienischer Blätter verdient. Es ist ein guter, wohnlicher Bau, dem nur italienischer Konkurrenzneid gegen die österreichischen Werkmeister und Lieferanten was am Zeuge zu flicken vermag. Der

Bau ist alt und auf neu hergerichtet, die Kanonen sind ebenfalls alt und auf neu hergerichtet, Österreich und Italien können zufrieden sein. Der Fürst wird von italienischen Kanonen begrüßt werden und in einem österreichischen Bau wohnen; sag', Liebchen, was willst du mehr?

Essad Paschas Abfahrt.

> Allons enfants de la patrie (à Neuwied),
> Le jour de la gloire est arrivé!

Von der Höhe der Dezimalwage auf der Mole hielt Essad Pascha vor seiner Abreise nach Neuwied eine Rede an die den Kai füllende Volksmenge. Das italienische Schiff, das die von Essad geführte Einholungsdeputation über die Adria nach Bari zu bringen hatte, lag im Hafen, die Boote mit der Purpurflagge am Heck warteten an der Landungsbrücke.

Der Inhalt der Rede Essads ist in obigen Mottozeilen wiedergegeben. Saulus ist zum Paulus geworden und verkündet den Ruhm seines Herrn — soweit der Vergleich in bezug auf einen Mohammedaner gestattet ist. Hie gut wiedsch allerwege! Mit der unschuldvollsten Miene der Welt suchte mir Essad vor einigen Tagen einzureden, es sei der ausdrückliche Wunsch des Prinzen zu Wied gewesen, ihn an der Spitze der Deputation zu sehen. Lächelnd nehmen die Mitglieder der Europakommission, als ich mit ihnen davon sprach, diese Aussage Essads zur Kenntnis.

Die Mitglieder der Familie Toptani, zu der Essad gehört, sind schöne, stattliche Menschen und genießen den Ruf besonderer Klugheit. Sie sind keineswegs alle mit Essads Umtrieben einverstanden. Es ist erstaunlich, wie dieser Mann, der weder lesen noch schreiben kann und außer Türkisch und Albanesisch keine andere Sprache versteht, kraft seiner mit Ehrgeiz gepaarten Verschlagenheit und Gewandtheit die ganze Diplomatie in Atem zu halten vermag. Essads Geg-

ner unter den Albanesen wissen sich nicht genug über Europas „Feigheit“ zu beschweren, das sich von Essad bluffen lasse; man solle nur fest zugreifen und werde bald schen, wie der ganze Essadzauber vergeht. Tatsache bleibt trotzdem, daß Essad einen starken Anhang hinter sich hat und eine behutsame Behandlung der Essadfrage sich im Interesse der albanesischen Sache empfiehlt.

„Wir gehen den Fürsten holen,“ so ungefähr führte Essad in seiner heutigen Rede aus, „unter dessen Zepter das Land emporblühen soll, auf daß es dereinst stark werde, die unerlösten Brüder zu befreien, die noch unter dem Joch der Fremden schmachten.“ Im Orient schmachtet bekanntlich immer irgendwer. Kein Staat noch wurde hier geboren, dessen erste Ellenbogenbewegungen nicht den Nachbargrenzen galten.

Nach Essads Rede rief jemand: „Roft Wied!“ (Hoch Wied!) Einige Dutzend Personen stimmten ein. Der Klang ist noch etwas ungewohnt. Kräftiger hörten sich die Hochrufe auf Essad an, die einer Rede seines Freundes folgten, worin Essad als der Held Albaniens, als der Verteidiger von Skutari gefeiert wurde, der die Ehre der ihm anvertrauten Fahne gewahrt habe zu einer Zeit, wo die osmanischen Feldherren versagt hatten.

Am Tage vor der Abreise hatte die Maus bis Mitternacht mit den sechs Katzen gespielt. In drei Sitzungen, von $^{1}/_{2}9$—2, von 4—8 und von 9 bis in die Nacht, erfolgte die Übergabe des Imperiums Essads an die sechsgliedrige Europakommission. Die Dauer der Beratungen beweist, wie schwer es war, auf glatte Rechnung zu kommen. Essads Aufstellungen über Einnahmen und Ausgaben in seiner Regierungszeit zeichneten sich durch sehr runde Summen aus, so rund, daß es auf eine Null mehr oder weniger nicht ankam. Die Vertreter Europas sind keine beeideten Bücherrevisoren, und wären sie es, so hätte es ihnen auch nichts genützt. Man faßte Essad und die Feder mit

Samthandschuhen und machte einen Strich unter das Vergangene.

So fuhr Essad ab, um zurückzukommen mit dem vielgeliebten Fürsten. Sie werden sich in Neuwied begrüßen und im neuen Albanien das Weitere veranlassen. Der Prolog ist zu Ende, das Spiel beginnt: Le jour de la gloire est arrivé!

Von Durazzo nach Tirana.

Tirana, 14. Februar.

Ein aufregender Parforceritt war es nicht, in neun Stunden die sechsunddreißig Kilometer von Durazzo nach der Toptanistadt Tirana. Dies Tier hätte auch ein Renz nicht zum Laufen oder Traben gebracht. Am Unterkiefer war ein dicker Strick befestigt, der, über den Hals geworfen, als Zügel dienen sollte. Das Geheimnis seiner Handhabung ist mir verborgen geblieben, doch bewährte er sich als Leitseil, wenn unterwegs im Han oder bei dem auf der Erde kauernden Kaffeekoch eines Gendarmeriepostens haltgemacht wurde. Ohnehin wären wirkliche Zügel überflüssig gewesen, denn das vierbeinige Geschöpf ist in seinem Beruf gescheiter als der Mensch. Das Maultier sucht im Nebel und im Kotmeer seinen Weg, und im pfadlosen Gebirge angesichts toddrohender Abgründe ist der Mensch nirgends sicherer als auf dem Rücken des armseligen und doch so wackeren Tieres. Manchmal, an ganz verzwickten Straßenstellen, wenn verbesserungsbedürftige Brücken zu umgehen waren und zu diesem Zweck Wassergräben mit unergründlich morastigem Boden durchquert werden mußten, wandte es den Kopf und blickte fragend von unten herauf den Reiter an: „Was sagst du dazu?“

Wir hatten uns einer Warenkarawane angeschlossen, wie sie, sofern der Himmel es gestattet, täglich auf der anerkannt besten Landstraße Albaniens

zwischen Durazzo und Tirana verkehrt. Sie macht sich frühmorgens auf den Weg und trifft nachmittags in Tirana ein. Ausgangspunkt ist die Karawanserei im Hofe des Hans von Durazzo, wo im Morgengrauen schon lebhaftes Treiben herrscht. Unter lauten Zurufen werden die schlechtgenährten, zerschundenen, abgetriebenen Tiere beladen. Jedes trägt etwa 120 kg in Kisten und Säcken, die zu beiden Seiten im Gleichgewicht herabhängen. Für die Pferdelast erhält der Karawanenchef, der zu Fuß mitgeht, ungefähr 4 bis 4½ Franken Transportgebühr. Die Preise schwanken in engen Grenzen je nach Angebot und Nachfrage. Der Transport in umgekehrter Richtung nach Durazzo wird billiger berechnet (3—3½ Franken). Unsere Karawane führte Zucker, Reis, Mehl, Petroleum und Eisenstäbe. Auf dem Rückwege werden Oliven, Häute, Schafwolle, leere Petroleumblechbehälter mitgenommen, doch kommt es vor, daß die Karawane ohne Ladung heimkehrt. Die eben angegebenen Gebühren gelten nur für den Transport zwischen Durazzo und Tirana. Sie erhöhen sich, wo die Wege schlechter sind oder ganz fehlen. Im Dibragebiet an der Ostgrenze Albaniens beträgt infolge der ungünstigen und kostspieligen Transportverhältnisse der Preis des Liters Petroleum 1,60 Franken, des Kilogramms Zucker 1 Franken, des Kilogramms Salz 60 Centimes.

Mein Reisegefährte bequemte sich der landesüblichen Reitmethode an. Er saß nicht im Spreitsitz, auch nicht etwa im Damensitz, sondern auf dem Holzsattel im Proszeniumslogensitz, wie die Kinder auf dem zoologischen Kamel in Berlin, daß beide Beine auf einer Seite niederbaumeln. Das Balancieren auf dem Pferde in solcher Haltung soll inErmangelung einer Rückenlehne eine Kunst sein. Bei 9 Stunden für 36 Kilometer wird es jedoch mit dieser Kunst nicht weit her sein.

Hinter den von Nord nach Süd streichenden Höhenzügen, die zu überqueren sind, erheben sich in der

Ferne die dunkeln Berge von Tirana mit blinkendem Schneegerinnsel. Die Ebene von Durazzo bis zum ersten Höhenzuge ist zum großen Teil versumpft. Ein Haff oder eine Lagune erstreckt sich weit ins Land hinein. Die Römer hatten die schmale Landenge, die diese Wasserfläche vom Meere trennt, durchstochen, sei es, um für Abfluß zu sorgen, sei es, um eine Einfahrt zu gewinnen. Die Mündung ist versandet, wie der ganze Hafen von Durazzo, wo in tausend Meter Entfernung vom Lande die Dampferschraube schon Sand aufwühlt. Ob die Wiedereröffnung des Kanals ein Mittel wäre, die Sumpfplage zu beseitigen, oder ob die Lagune zugeschüttet werden kann, müssen die Techniker entscheiden. Heute ist sie ein Moskitoparadies, dem im Sommer das Fieber entsteigt. Wo nicht das stumpfe Wasser zwischen Schilfgrasbüscheln über die Ebene schimmert, herrscht gleichfalls nur trostlose Vernachlässigung. Dorngestrüpp und Disteln sind die Hauptgewächse. Hin und wieder ist ein Maisfeld abgegrenzt. Menschliche Ansiedlungen sind eine Seltenheit.

Freundlicher wird das Bild in den schönen Talebenen zwischen den Höhenzügen. Umfangreicher sind die Felder, denen man es ansieht, daß sie bearbeitet werden und Ertrag liefern. Die Natur entbehrt hier wenigstens einer primitiven menschlichen Nachhilfe nicht, und sie würde sich für noch bessere Behandlung sicher dankbar erweisen. Doch auch hier liegt mancher gute Ackerboden noch brach. Die Bodenprodukte Albaniens sind Mais und Weizen. 90 Prozent Mais und 10 Prozent Weizen. Andere Getreidearten sind so gut wie unbekannt. Was im Lande erzeugt wird, reicht nicht mal zur Deckung der geringen Bedürfnisse der einheimischen Bevölkerung aus. Es müssen Zerealien noch eingeführt werden. Obstbäume fehlen. Das wichtigste Gemüse ist die Zwiebel, die roh zum Brot gegessen wird; mit einer rohen Gurke als Zuspeise gibt das ein Götter-

mahl. Die Kartoffel wird nur in nächster Nähe der Städte angebaut; sie ist die Luxuspflanze der Stadtbewohner.

Gebt uns Straßen, Straßen, Straßen! Alles andere wird sich finden. Später können Eisenbahnen kommen und Telefunken und Aeroplane und was euer Europäerherz sonst noch begehrt, vor allem aber gebt uns Straßen, die politisch nicht minder wichtig sind als wirtschaftlich. Albaniens Regionalismus und Partikularismus, die Eigenbrödelei der Stämme und ihrer Chefs rührt ja nicht zum wenigsten daher, daß wir nicht gegenseitig im Verkehr stehen, daß wir uns nicht kennen, daß so viele Albaner nicht wissen, was Albanien ist. Zwanzig Millionen Franken für Straßenbau aufgewendet, werden Wunder wirken, werden das Land einig, stark und blühend machen!

Die Wohlmeinenden und Intelligenten des Landes sprechen so. Die Straße von Durazzo nach Tirana, obwohl, wie gesagt, die beste Albaniens, läßt noch sehr viel zu wünschen übrig. Es hatte nicht gar stark geregnet, und schon war sie streckenweise für die Pferde schwer passierbar. Die hochrädrigen Büffelkarren mit Maisstroh und Kohlen, die uns begegneten, sanken tief in den zähen Brei ein. Der Wagenausflug einiger Mitglieder der internationalen Kommission nach Tirana, der für diesen Tag geplant war, unterblieb. Unmittelbar vor Tirana ist die Straße besser geschottert und fester.

Nur Geduld, es wird schon gehen! Essad Pascha ließ die 350 Pferdehalter von Durazzo antreten, um ihnen unzweideutig klarzumachen, daß ihnen der größte Nutzen von den Warentransporten auf der Straße nach Tirana erwächst, weshalb sie verpflichtet seien, für deren Ausbesserung und Instandhaltung zu sorgen. Seitdem wird Robot geleistet. Steine werden herbeigeschafft, geklopft und aufgeschüttet. Leute mit dem Spaten sind an der Korrektur des Straßengrabens beschäftigt. Es müßte doch arg zugehen,

wenn diese Straße nicht bald in Ordnung käme, denn nach Essad Paschas Hoffnung wird sie der Kanossa-, wollte sagen, der Tiranaweg des Fürsten werden. Zu schöner Sommerszeit, wenn es hübsch trocken und staubig ist, könnte schon unter den heutigen Umständen ein Automobil mit 15—20 Kilometer Geschwindigkeit von Durazzo nach Tirana gelangen; nur müßte sich der Chauffeur bei den Brücken etwas vorsehen.

Im Han, mitwegs zwischen Durazzo und Tirana, wo es Eier, warmes österreichisches Flaschenbier, teigigen Weizenbrotfladen und schwarzes Meersalz erster Kristallgarnitur gab, trafen wir mit den Brüdern Abdi Bey und Meshar Bey Toptani zusammen, deren dritter Bruder Hamid Bey Gouverneur von Durazzo ist. Die drei Brüder sind Vettern Essad Paschas. Die beiden Herren, die zu Wagen vorausfuhren, boten uns für Tirana ihre Gastfreundschaft an. So kam es, daß wir nach vier Wochen Abwesenheit von Berlin uns zum ersten Male wieder in ein prächtiges federweiches Bett legen konnten und aller Bequemlichkeit teilhaftig wurden, die ein verwöhnter Europäer nach neunstündigem „Parforceritt“ auf albanesischem Edelgaul herbeisehnt.

Bei den Toptanis.

Tirana, 16. Februar.

„Wo Familiengräber sind, muß es eine Familiengeschichte geben; Abdi Bey, bitte, erzählen Sie!“

Der Hausherr lächelte das sanfte Lächeln eines Weltmannes und sagte: „Sie verlangen etwas, mein Freund, was nicht existiert!“

* * *

Wir saßen nach dem Abendessen um das wärmende Kohlenbecken in der geräumigen Empfangshalle Abdi Beys Toptani. Von der Familie, die einschließlich

der Kinder heute 45—50 männliche Mitglieder zählt, waren Abdis Bruder Meshar Bey und sein Vetter Murad Bey anwesend. Wenige Stunden zuvor war der italienische Oberst Vincenzio Muricchio mit dem ihn begleitenden jungen Arzte von den Bergen herab in Tirana eingetroffen. Sie genossen, gleich uns und einem albanesischen Freunde, Abdi Beys Gastfreundschaft. Oberst Muricchio schilderte das Elend, das er auf seinem dreiwöchigen Ritt durch die Dibra- und Ljumagegend an der serbischen Grenze angetroffen hatte. Einen Begriff von der schrecklichen Not hatten wir in Tirana selbst bekommen, wo 5000 Dibraflüchtlinge, aller Mittel entblößt, von der öffentlichen und privaten Mildtätigkeit ihr kärgliches Dasein mit trocknem Brot fristen. Muricchio konnte nicht genug die Geduld, die Ergebenheit, die Fügsamkeit der Bevölkerung in jenen „wildesten" Teilen Albaniens rühmen. Nie zu türkischen Zeiten konnte man so sicher und ruhig die Gegenden durchstreifen. Und zornig sprach er von der europäischen Diplomatie, die in Unkenntnis der Verhältnisse die Bewohner des Dibrabezirkes dem Hungertode preisgab, indem sie durch Zuerteilung der Stadt Dibra an Serbien eine unmögliche Grenze geschaffen und den einzigen Verkehrsweg durchschnitten hat, der den Bezirk bisher mit Albanien verband. Nicht genug damit, stehen serbische Truppen noch heute in zahlreichen Dörfern diesseits der von Europa vorgezeichneten Grenze. Die Stadt Dibra nützt nach Aussage des Obersten den Serben nichts; sie ist höchstens noch als Militärposten verwendbar. Von 5000 Häusern, die sie zählt, sind heute nur noch 200 bewohnt. Die vordem blühende Stadt ist dem Untergange geweiht.

* * *

„Sie fragten vorhin nach der Familiengeschichte der Toptanis", begann Murad Bey. „Historie kann ich Ihnen nicht erzählen, aber Legende. Der ehe-

malige französische Konsul von Skutari, Degrand, erwähnt sie in seinen vor anderthalb Jahrzehnten erschienenen Erinnerungen aus Oberalbanien. Danach sollen die Toptanis von einer Familie Topia abstammen, die noch von der Familie Kastriota in der nordalbanesischen Festung Kroja ansässig war. Nach der Eroberung Krojas durch die Kastriotas versöhnten und verschwägerten sich die Topias mit den Kastriotas. Kastriota-Skanderbegs, des albanesischen Nationalhelden, Tochter Mamitza war mit einem Topia verheiratet. Sie hatte drei Söhne, denen Kroja zufiel, als die drei Söhne Skanderbegs nach Italien auswanderten und Skanderbeg im Kampfe gegen die Türken den Tod fand. Die Topias verteidigten Kroja noch einige Zeit gegen den türkischen Ansturm, mußten aber schließlich die Stadt übergeben (1468). Mamitzas Gatte war seinen Wunden erlegen, Mamitza und ihre beiden älteren Söhne gingen in dem Gemetzel unter, das die Türken verräterischerweise in der Stadt anrichteten. Der jüngste Sohn Pren wurde von einem albanesischen Janitschar aus Rahitza namens Osman Bogdani gerettet und unter dem Namen Ali als Adoptivkind angenommen. Ohne seine Herkunft zu kennen, nahm er später Dienste als einfacher türkischer Soldat, tat sich durch Tapferkeit hervor, wurde Bey und Festungskommandant von Petrela, Presia, Durazzo und Kroja. Von seiner Amme an der Familienähnlichkeit und an einem Körperzeichen als der jüngste Sohn der Mamitza erkannt, erwirkte er, daß Sultan Bejazid Ilderim ihn durch einen Firman, dessen Kopie sich in Gülhane befindet, als Topia anerkannte und ihm die Familiengüter zurückgab.

In Tirana residiert die Familie Toptani seit etwa hundert Jahren. Tirana ist eine Gründung des türkischen Feldherrn Suleiman Pascha aus der albanesischen Familie der Bargin, der in Tirana den Sommer zuzubringen pflegte. Die Stadt ist 280 Jahre alt. Suleiman Bargins Enkel, dem ein männlicher Erbe

fehlte, hatte fünf Töchter, die er mit den fünf Söhnen eines Topia aus Kroja verheiratete. So kam Tirana an die Toptanis, die seitdem in Tirana wohnen."

* * *

„Und die jetzt eine europäische Berühmtheit erlangt haben", fügte ich hinzu, nachdem Murad Bey seine Erzählung beendet hatte.

„Jawohl", warf Murad Bey ein, „infolge der Betisen eines der Unsrigen!"

„Murad Bey, nehmen Sie sich in acht, ich werde das veröffentlichen; darf ich?"

„Nur immer zu! Es ist die Wahrheit! In dem Zimmer, wo Sie jetzt wohnen, traten Abdi Bey und ich im Namen der Familie vor Essad Pascha hin und sagten ihm, selbst wenn er sich in seinen Absichten auf den Thron Albaniens von den Slawen und von Frankreich unterstützt wisse, die Familie werde solche Torheiten nicht mitmachen. Albanien sei nicht dazu da, um der Tummelplatz für den Ehrgeiz eines einzelnen zu werden. Um eines Eintagstraums willen, der nicht gut enden könne, werde sich die Familie Toptani nicht ins Unglück stürzen lassen. Und sie werde auch nicht zugeben, daß Albanien unglücklich werde, da doch die großen Familien des Landes einander die Hälse abschneiden würden, wenn ein Mitglied der Familie Toptani sich zu ihrem Fürsten aufwerfe."

„Und in Europa glaubt man allgemein, die Familie stehe hinter Essad", bemerkte ich.

„Wenn Essad Pascha Unrecht geschieht," sagte Abdi Bey, „tut sie es gewiß und unbedingt, nicht aber, wenn er selbst Torheiten begeht."

„Und man hat immer noch Furcht," fuhr ich fort, „daß er mit seinen Umtrieben nicht aufhört."

„Seien Sie unbesorgt," erwiderte temperamentvoll Murad Bey, „man wird Mittel und Wege finden, ihm in den Arm zu fallen, wenn er, was ich aber nicht glaube, in Hinkunft keine Ruhe gibt."

Nicht Geschichte, sondern Legende hat Murad Bey erzählt. „Nehmen Sie daraus, was Ihnen glaubhaft erscheint", sagte er; „fünfzig Prozent, vielleicht noch weniger, mögen wahr sein." Die Ableitung von den Topias ist allerdings wenig wahrscheinlich, dagegen ist es Tatsache, daß die Toptani von einer angesehenen Familie aus Kroja abstammen. Die beglaubigte fünffache Verschwägerung mit der Familie Bargin beweist, daß die Toptanis schon damals nicht die Erstbesten waren. Den Namen Toptanis tragen sie aber erst seit jener Verschwägerung. Toptan heißt auf türkisch so viel wie „zusammen". „Jetzt sind sie alle toptan!" soll der Vater der fünf Töchter ausgerufen haben, als er sie den fünf Brüdern aus Kroja zu Gattinnen gab. So sprach wahrscheinlich auch das Volk und der Name Toptani blieb als Familienname erhalten. Man erzählt, daß aus jener Zeit eine Skulptur vorhanden sei, auf der die fünf Ehepaare zusammen abgebildet sind, daß aber dieses Kunstwerk als Familiengeheimnis fremden Blicken entzogen werde, weil die steinerne Herausarbeitung der fünf Damenbusen als unschicklich betrachtet wird.

* * *

Zu beiden Seiten der Straße, neben einem der zwölf stattlichen Wohnhäuser der Toptanis in Tirana, liegen die Familiengräber. Unter drei hohen Zypressen die einen, an einer zierlichen Moschee die anderen. Es sind ornamentierte Sarkophage aus weißem Stein mit aufrechtstehenden Inschrifttafeln oder Inschriftsäulen am Kopf- und Fußende. Ein oben offener achteckiger Bogenbau, schon nachgedunkelt, umfriedet das älteste dieser Gräber. Die Denkmäler der Eltern Essads glänzen noch in frischem Weiß. Die reichste und mächtigste Familie Mittelalbaniens hat die schönsten Grabstätten ihrer Residenz Tirana.

Von Durazzo nach Skutari.

Skutari, 20. Februar.

Jolanda" rechts, „Mafalda" links, der „Bari" in der Mitte, so lagen wir nach mitternächtiger Abfahrt von Durazzo am nächsten Tage vier Stunden vor der Bojanamündung. Wenn der Prinz zu Wied, südwärts fahrend, in kurzem diese Stelle passiert, ist er Fürst in seinem Reich. Das vom Skutarisee kommende Bojanaflüßchen bildet hier die montenegrinisch-albanesische Grenze.

Drei Wege führen nach Skutari. Ein Glückspilz kann den albanesischen Küstenplatz San Giovanni di Medua oder die Bojanamündung als Ausgangspunkt wählen. Sendet ihm sein guter Stern in San Giovanni einen Wagen und gestattet es der Zustand der Straße, so wird er in sechs Stunden Skutari erreichen (Fahrpreis etwa 35 M.). Ihm werden auch die Wasserstandsverhältnisse der Bojana keinen Possen spielen, so daß er flußaufwärts in fünf Stunden ans Ziel gelangen kann. Minder Bevorzugte sind zu warnen. Wer in Ermangelung einer Fahrgelegenheit genötigt ist, intimere Bekanntschaft mit dem heiligen Johann von Medua zu machen, hört alle Engel im Himmel pfeifen. Nie wurde ein wohlklingenderer Name einem miserableren Neste gegeben. Ein düsteres Loch, das man der keineswegs uneigennützigen Menschenfreundlichkeit des Dorfwirtes verdankt, ist die einzige Unterkunftsstätte für Fremde, Zwiebel, Brot und Schafkäse die einzige Nahrung. Die Bojana ihrerseits, so klein sie ist, so voller Tücken steckt sie. Drückt der Ostwind den Wasserspiegel vor ihrer Mündung zurück, so daß die Barre Niedrigwasser erhält, was nicht mal auf Stunden im voraus zu berechnen ist, dann gerät das Schifflein auf Sand, und ade schöne Fahrt! Es ist schon vorgekommen, daß die Schiffe mit ihren Reisenden vier Tage lang die Barre auf der Ausfahrt nicht passieren konnten. Und bei hohem Seegang

wagen sich die Flußschiffe erst recht nicht zur Übernahme von Passagieren an die Seedampfer heran, so daß auch dann keine Möglichkeit besteht, diese Fahrgelegenheit nach Skutari zu benutzen. Kein Prophet vermag vorherzusagen, an welchem Tage und zu welcher Stunde Skutari, sei es von Medua, sei es auf der Bojana, zu erreichen ist.

Die „Jolanda" und die „Mafalda", nach den italienischen Königskindern benannt, sind die eigens für den Bojanaverkehr gebauten flachgehenden Wackelkasten der italienischen Schiffahrtsgesellschaft Puglia, deren Adria-Dampfer, manchmal gut, manchmal von minderer Qualität, wegen ihrer schlechten Kost berüchtigt sind. Auf die beiden alten ratternden Raddampfer mit den lieblichen Mädchennamen werden vor der Bojanamündung Waren und Passagiere der italienischen Seeschiffe umgeladen. Sie legten sich unserem Puglia-Dampfer „Bari" dicht an die Flanken, und die Schiffskräne begannen klirrend und sausend ihre Umladetätigkeit. Mit den Menschen wird einfacherer Prozeß gemacht; diese laden sich selbst um, indem sie auf baumelnden Strickleitern an den Bordwänden des Adriadampfers hinauf- und hinabklettern.

Nur bei allergünstigstem Wasserstande vermögen die „Jolanda" und „Mafalda" gleichwie das zu demselben Zwecke in den Verkehr gestellte Flachboot des Österreichischen Lloyd bis Skutari zu fahren. Gewöhnlich übernehmen unterwegs, in Oboti, noch kleinere Radkähne eigenartiger Konstruktion die Passagiere und die Fracht.

Der dritte Weg nach Skutari ist der über Montenegro. Die einzige Bahn des Königreichs der Tschernogorzen verbindet den Hafenort Antivari mit dem Städtchen Virpazar am Skutarisee. Ein Werk der Italiener und von einer italienischen Gesellschaft betrieben, hat diese einzige Bahn in beiden Richtungen nur einen einzigen Zug täglich. Wer nicht frühmorgens mit dem Dampfer zum Anschluß zurecht kommt,

muß bis zum nächsten Tage in Antivari warten. Der Hafen — das Städtchen liegt eine Stunde einwärts — verfügt über ein leidliches Hotel. Vom Süden aus gerechnet, ist er der erste Hafen an der Adria, wo die Schiffe unmittelbar am Kai anlegen können. Die Hafenbauten, von Italienern ausgeführt, sind gut und solid. Vier Stunden dauert die Eisenbahnfahrt von Antivari nach Virpazar. Weitere 3 bis 3½ Stunden erfordert die Dampferüberfahrt über den See nach Skutari. (Die Dampfschiffahrt auf dem See ist gleichfalls italienisch.) Dann noch eine Viertelstunde Wagenfahrt von Skutari-Hafen nach Skutari-Stadt. Einfach ist die Reise, wie man sieht, auch auf diesem Wege nicht, doch ist unter den drei Varianten diese die empfehlenswerteste, nicht nur weil sie eine halbwegs genaue Zeitbestimmung gestattet, sondern auch wegen ihrer hervorragenden landschaftlichen Reize.

Die kleine Lokomotive mit dem Firmenschilde „Borsig in Tegel bei Berlin“ zieht die drei Schmalspurwagen durch ödeste, zerklüftete Wildnis vom Tal langsam 660 Meter bergan. Tief unten bleiben die letzten ärmlichen Ansiedlungen der Menschen. Hier oben findet der Mensch kein Fleckchen Acker, das Tier nicht einen Halm. Auf dem kahlen, zerfurchten und ausgehöhlten Gestein faßt nur noch die Zwerg- und Krüppeleiche kärgliche Wurzeln. Ihr in dieser Jahreszeit bronzefarbenes Laub gibt dem grauen Fels die einzige fremde Tönung. Der Blick auf die Bucht von Antivari und die roten Dächer des Städtchens weitet sich bei jeder Kehre. Die Adria glitzert in immer breiter werdendem Streifen herauf. Über uns legen sich düstere Wolken auf die in zahllose Schroffen auslaufenden Grate. Das einzige menschliche Wesen außer den Bahnwächtern, das wir vom Wagen aus sahen, war ein Weiblein, das geradenwegs, ohne die gut gehaltene Fahrstraße zu benutzen, mit einem großen Warenpacken auf dem Haupte den steilen Berg emporkeuchte.

Wie mit einem Zauberschlag ändert sich das Bild, sobald der Zug nach Passierung eines Tunnels von anderthalb Kilometern Länge auf der Südostseite des Gebirges zum Skutarisee hinabfährt. Schon hoch oben, wo jetzt noch Schnee liegt, hat menschlicher Fleiß dem Steine mühsam Ackerboden abgerungen. Man sieht eine lachende Landschaft mit sorgfältig bearbeiteten Feldern auf steil ansteigenden Steinterrassen. Je weiter abwärts, um so ausgedehnter sind die in Kultur genommenen Flächen. Jedes noch so kleine Fleckchen, das, von Steinen befreit, Humusboden gibt, ist ausgenützt und mit Weinreben eingefaßt. Ganz unten in der Ebene bieten Feldereinteilung, Wegbaumwuchs, Bewässerungsanlagen den Anblick einer Hochkultur. Und wiederum, wie auf der anderen Bergseite, die ausgezeichnete Fahrstraße, die sich vom Grat hinunter zur Ebene schlängelt. Vom vernachlässigten Albanien kommend, gewann man den Eindruck eines wahren Paradieses. Viel, viel Zeit wird vergehen, ehe Albanien so weit ist wie hier die Montenegriner, denen manche bittere Schmähung zu Unrecht angetan wird.

Der enorme Wildentenreichtum des Skutarisees — alle paar Meter fliegen ganze Schwärme vor dem Dampfer auf — deutet auf weite Sümpfe hin. In der Tat sind sowohl auf der montenegrinischen wie auf der albanesischen Seite die Ufer meilenweit versumpft. Die Anleihe von 30 Millionen Franken, die dem König von Montenegro bei der Räumung der Stadt Skutari von den Mächten zugesagt wurde, soll großenteils zur Trockenlegung der Sümpfe bei Virpazar dienen. Hoffen wir in dieser Hinsicht das Beste! Eigentümlich sehen auf albanesischem Ufer am Fuße des Taraboschberges die ehemaligen Dörfer aus, die heute aus unbewohnten Steinhäusern bestehen, denen die Dächer, die Fensterrahmen und die Türfüllungen fehlen. Auch anderswo um Skutari herum sind solche nackt dastehende Häusermauern zu finden. Opfer

des Krieges sind diese Dörfer geworden. Holz war ein seltener, vielbegehrter Artikel, Holz gab wärmendes Lagerfeuer. Dachstuhllatten, Fenster und Türen wurden in Wärme umgesetzt. Die Serben sollen nach Aussage des italienischen Obersten Muricchio heute mit den von den Bewohnern verlassenen Albanesenhäusern von Dibra ebenso verfahren[1]). Auch andere Spuren des Krieges sind noch sichtbar. Der Bazar der Hafenvorstadt von Skutari wurde von den Montenegrinern einen Tag vor ihrem von Europa erzwungenen Abzug niedergebrannt. Die kahlen schwarzen Mauern stehen noch da. In Skutari selbst wird in der erzbischöflichen Kathedrale noch immer kein Gottesdienst gehalten, weil erst die Verwüstungen zu beseitigen sind, welche montenegrinische Schrapnells an den Außenwänden und im Innern des Gotteshauses angerichtet haben.

Klein-Peking in Albanien.

Skutari, 22. Februar.

Auf dem nach der Straße offenen Hofe der größten Kaserne inmitten der Stadt üben österreichische Soldaten. Auf dem Mitteltrakte des hufeisenförmigen Baues weht die k. u. k. Kriegsflagge. Vor dem Tor des Seitenflügels rechts, dessen Stange auf dem roten Dache die Trikolore trägt, sonnen sich Franzosen, die Hände in den Hosentaschen, und sehen den Österreichern zu. Drüben am linken Seitenflügel unter dem Union Jack, die Holzpfeife im Mund, tun die Engländer desgleichen. Musik spielt irgendwo in einer Kasernenstube. Die Straße, die, vom Hafen kommend, die ganze Stadt durchquert, hat den Namen „Rue internationale“ erhalten. Etwas weiter unten ist im ehemaligen russischen Konsulat das unter dem Kommando des Majors Schneider stehende

[1]) Vgl. S. 60.

deutsche Marine-Infanterie-Detachement aus Wilhelmshaven untergebracht. Eben zieht nach beendeter Marschübung unter greulichem Trompetengetön eine französische Kolonne vorbei. Braune und blonde Mädchenköpfe fliegen nicht an die Fenster, das ist hier nicht Sitte, wohl aber blicken aus der deutschen Kaserne die braven Landsleute alle hinaus, kritischen Blickes die Franzosen musternd. Das italienische Lastautomobil mit Offizieren als Insassen tutet wild schon von weitem. Die Italiener haben sich außerhalb der Stadt häuslich eingerichtet. An Kasernen ist kein Mangel. Zu türkischer Zeit konnte Skutari 40 000 Mann Militär beherbergen. Heute stehen hier je 600 Italiener und Österreicher, 300 Engländer, 200 Franzosen, 110 Deutsche. Sie patrouillieren umher und halten an den wichtigsten Straßenecken Wache. Internationale Besatzung, wie sie Peking hatte in den Boxertagen.

Nach Beendigung der österreichischen Freiübungen im Kasernenhofe bringen die Engländer ihren Fußball herbei. Sie haben ihre Uniformen ausgezogen und Sportdreß angelegt. Die kurzen schlotternden Schirtinghosen, welche Unterschenkel und Knie freilassen, sind für Skutari ein ungewohnter Anblick. Die Engländer durchwandern so auch die Stadt, wenn sie größere Wettspiele auf freiem Felde veranstalten. Könnte sich die in tiefer Verhüllung vorbeiwandelnde mohammedanische Miß in englischer Sprache ausdrücken, sie würde sicher „shocking"! sagen. Bruder Steiermärker und Monsieur Franzos umstehen auf dem Kasernenhofe den Kreis der Spielenden. Fliegt ein Ball aus der Runde, so helfen sie mit freundlichem Fußtritt aus.

Ach, die armen Steirer Bub'n leiden halt so arg Heimweh. „Beim Mädchen daheim ist's doch besser!" antwortete auf Anfrage der Wachtposten von der österreichischen Offiziersmesse. Das war einer von den Poetischen, die auf der Wacht bei der Nacht des

fernen Liebchens denken, ob es auch treu und hold verblieb. Und einen anderen sah ich beim Postschalter, wie er ein Brieflein aufgab mit einem aufgedruckten Vogerl in wunderhübschem Kranz. Ja, sie leiden Heimweh. Was Tarabosch, was Bardanjolt! Die steierischen Berge sind doch schöner. Dafür aber, wenn sie mit der Musikkapelle durch die Straßen marschieren, das hat 'nen Zug, das klingt! Auch die Engländer und die Italiener haben ihre Musik, doch die Österreicher, die erkennt man gleich am Rhythmus und Klang.

Weniger poetisch drückte sich der deutsche Wachtposten mit den dürren Worten aus: „Ach ja, wenn wir schon aus diesem Dr . . nest heraus wären, am Ende dauert es noch zwei Jahre!" Nicht begünstigende Voreingenommenheit ist es, die festzustellen gebietet, daß sich die deutschen Soldaten hier der größten Achtung erfreuen. Sie halten sich von den Gastwirtschaften fern und tummeln sich nicht beschäftigungslos auf den Straßen umher. Zu Kaisers Geburtstag war die Front der Kaserne mit der künstlich aus Lorbeerblättern zusammengesetzten Inschrift „Mit Gott für Kaiser und Reich" geschmückt. In der Vorhalle sieht man heute noch an den Wänden die Lorbeerinschrift: „Vom Fels zum Meer. 1859 bis 1914." Nicht alle fremden Krieger hier nehmen es mit der Nüchternheit so genau wie die Deutschen. Whisky schmeckt auch in Albanien gut. Ein wahres Glück in dieser Hinsicht, daß eine von den sechs Großmächten Europas hier fehlt. Es macht doch einen zu schlechten Eindruck.

Der Wirkungskreis der europäischen Streitkräfte erstreckt sich auf zehn Kilometer rund um Skutari mit Expondituren in Alessio und San Giovanni di Medua. Zu Anfang hatte der internationale Admiralsrat die Leitung inne, es kam aber in seinem Schoße zu österreichisch-italienischen Zerwürfnissen, die nicht zu beheben waren, weshalb man in der Verlegenheit

den Admiralsrat selbst aufhob und die Kommandanten der Landtruppen mit der korporativen Führung der Geschäfte betraute. An der Spitze des Admiralsrats stand, als Ältester und Höchstchargierter, der Engländer. Von dem Dilemma, welcher der drei Oberstleutnants, der österreichische, der italienische oder der englische, den Vorsitz im Militärrat übernehmen sollte, befreite England die Mächte, indem es seinen Oberstleutnant, Herrn Philipps, schleunigst zum Obersten ernannte. So wurde auch im Militärrat englisch Trumpf.

Die einheimische Polizei, die vorläufig nichts zu tun hat, als sich auf ihre Pflichten vorzubereiten, wenn eines schönen Tages die fremden Truppen abziehen, trägt infolgedessen Käppis nach englischem Zuschnitt und ist mit dem englischen Polizeistock am Lederriemen bewehrt. Die Strafpflege ist englisch, die Kontrolle ist englisch, und überhaupt die ganze Melodie ist englisch, gleichwie in der internationalen Kommission Süd- und Mittelalbaniens der Franzose die große Flöte spielt. Der Österreicher getraut sich nicht aufzutrumpfen, um es nicht mit dem Italiener zu verderben; der Italiener hält sich zurück, um es nicht mit dem Österreicher zu verderben, und die anderen geht es nichts an. Sonst aber sind die persönlichen Beziehungen zwischen den Befehlshabern der Skutaridetachements von ungetrübter Kameradschaftlichkeit.

Nicht sehr freundliche Gefühle bringen die Albanesen den fremden Kriegsleuten entgegen trotz der Ordnung, die sie ihnen gebracht haben. Weniger Ordnung und mehr Freiheit wäre ihnen lieber. Namentlich ist ihnen die Geldgebarung viel zu korrekt, auch paßt es keineswegs allen, daß überhaupt Geld für die Verwaltung ausgegeben wird. „Wann werden wir endlich Herren im eigenen Hause sein?“ Außerhalb der Zehnkilometerzone aber sitzen freie Mannen, die noch nicht eingegliedert sind weder in das Mittel-

albanien der Kontrollkommission noch in das winzige Skutarialbanien des Militärrats. Die kümmern sich den Teufel um den Militärrat, so daß sie unlängst von ihren Bergen in die Stadt herabstiegen und ungeachtet der fremden Truppen nachts einige Blutrachemorde verübten. Oberst Philipps sandte darauf einen Schreibebrief an die Stämme der Hotti und Grudi, deren Gebiet nach dem Kriege zu Montenegro kam, aber von den Montenegrinern noch nicht unterworfen ist, sowie an den albanesisch gebliebenen Schkrelistamm, worin er ihnen androhte, daß er ihnen den Zustritt zum Skutarimarkte sperren werde. Der Brief gelangte auf irgendeinem Wege nach Cetinje, von wo er an den Obersten Philipps mit einem Vermerk zurückkam, worin es ungefähr hieß: „Kinder, macht keine Geschichten! Wollt Ihr die Stämme zum Aufruhr treiben? Das kann weder Euere Absicht noch Euer Beruf sein. Wollt Ihr einmarschieren und Euere Soldaten opfern? Das ist ebensowenig zu glauben. Also laßt die Stämme in Ruh, und wenn sie sich gegenseitig abmurksen wollen, laßt ihnen das Vergnügen!“ Oberst Philipps ließ es sich gesagt sein. Und so gibt es immer noch freie Männer in Albanien allen europäischen Kommissionen zum Trotze.

Auch ein Hafenplatz.

Durazzo, 24. Februar.

Wo die öden Uferberge in einem engen Halbkreis 60—80 Meter vom Meer zurückweichen, liegt im Winkel etwas, das San Giovanni di Medua heißt. Auf dem kärglichen Flachgelände stehen drei jämmerliche Hütten, daneben, aus Stein und Lehm roh zusammengefügt, einige rauchgeschwärzte Backöfen. Ein paar Baulichkeiten, die zur Not als Häuser angesprochen werden können, sind etwas höher auf dem nördlichen Bogenabschluß der Bucht errichtet, der

steil zum Meer abfällt. Nach optimistischer Zählung sind 16 Wohnstätten vorhanden. Eine davon ist das Wirtshaus des Ortes. Man sitzt davor auf alten Kisten und hat Gelegenheit, über die Stiefmütterlichkeit nachzudenken, die die Natur manchmal aufbringt. Bald beginnt auch der menschliche Egoismus sich zu rühren. Die Sorge um das Nachtlager meldet sich. Um 5 Uhr morgens, 14 Stunden nach unserer Ankunft aus Skutari in San Giovanni, soll das Schiff eintreffen, das uns nach Durazzo zurückbringt. Die Ankunft mußte frühzeitig erfolgen, weil der Weg nach Einbruch der Dunkelheit nicht praktikabel ist. Das Wetter ist kalt und stürmisch. Ein englischer Maler und seine junge Frau, mit denen wir einige Tage zuvor auf der Fahrt zusammengetroffen waren, hatten ernstlich gewarnt: „Benutzen Sie ja nicht den Stallraum, den der Wirt von San Giovanni den Fremden als Unterkunft bietet; in dem engen, finstern Gelaß waren wir mit drei anderen Personen zusammengepfercht, von denen zwei malariakrank waren." Ähnliche Warnungen vernahm ich in Skutari. Doch was half's. Das Sprichwort von der Not und dem Teufel gilt jederzeit und allerorten. „Herr Wirt, öffnen Sie die Pforten Ihres Grand Hotels!" Unmöglich, eine fünfköpfige Familie wohnt seit kurzem darin zur Miete! Zornig blickte die Familienmutter aus dem vergitterten Gefängnisfensterchen, als der Einlaßheischende in Unkenntnis der Tatsachen an dem versperrten Türschloß rüttelte. Eine nähere Untersuchung, ob nicht doch irgendwo ein Unterkommen zu finden wäre, ergab die Entdeckung eines jedem Erdenpilger frei zugänglichen W. C ganz ohne W und erst recht ohne C, da der Orient solcher Apparate nicht bedarf. Das Institut bildete die Rückwand des Hotels.

Die Finsternis war hereingebrochen, und der Obdachlose von San Giovanni di Medua saß noch immer auf den Holzkisten draußen. Auf einmal erschien ein

österreichischer Soldat. Hurra, ein Kulturträger! Unterwegs auf der sechsstündigen Wagenfahrt von Skutari nach San Giovanni hatte ich österreichische Soldaten in voller Tätigkeit bei der Ausbesserung der Landstraße gesehen. Das durch den jungen Kriegsmann repräsentierte Stück Europakultur von San Giovanni kam wie gerufen. „Freund und Bundesgenosse, habt Ihr hier auch einen Offizier?“ — „Jawohl, unseren Herrn Hauptmann!“ Eine Karte an den Hauptmann mit der Bitte um Gastfreundschaft war rasch geschrieben. Eine Stunde darauf teilte Hauptmann Worko mit dem hereingeschneiten Gaste die von seinem Burschen zubereiteten beiden Schnepfen, die er für sich selbst zum Abendessen geschossen hatte, und für die Nacht wurde mir in dem einen noch unbewohnten Zimmer des Hauses ein Mannschaftsbett hergerichtet. So gut hat es in San Giovanni di Medua noch nie ein Fremder getroffen.

Ein Hauptmann und vierzehn Mann sind nach San Giovanni abkommandiert. Österreicher und Italiener wechseln miteinander ab: einen Monat sind die Österreicher dort, den anderen Monat die Italiener. Der Zweck ihrer Anwesenheit ist in erster Reihe ein administrativer. Der Hauptmann schützt die Zolleinkünfte des Hafens, die Mannschaft ihrerseits schützt den Hauptmann. Zolleinkünfte sind ein sehr begehrter Artikel. Ismail Kemal in Valona, Essad Pascha in Durazzo und kleinere Machthaber in San Giovanni lieferten den Beweis dafür. Albanesische Lokalgrößen lagen sich gegenseitig in den Haaren um die Zölle von San Giovanni. Jeder war auf das eifrigste bemüht, sie in seine Tasche fließen zu lassen, bis eines schönen Tages vom europäischen Militärkommando in Skutari der Hauptmann mit seinen vierzehn Mann zur Einkassierung der Zölle entsendet wurde. Seitdem gehen die Hafeneinnahmen in die Verwaltungskasse von Skutari, wo sie für die Bedürfnisse des Landes Verwendung finden.

Der Wind pfiff mächtig um das Gebäude, als wir uns zur Ruhe niederlegten, und die Brandung toste dumpf herauf. Der Soldat, dem für diese Nacht der Patrouillengang zugefallen war, hatte den Auftrag, erhalten, den Gast um 3 Uhr zu wecken. Um 4 Uhr, so war vereinbart worden, hatte ich mich in der Lloydagentur einzufinden, damit ich mit dem Lloydagenten gegen 1/2 5 Uhr im Nachen zum erwarteten Dampfer fahre. Den halsbrecherischen Weg in stockfinsterer Nacht von der hochliegenden kleinen Kaserne hinunter zur Lloydagentur hätte der mit den Ortsverhältnissen nicht Vertraute allein niemals zurücklegen können. Auch hier half die k. u. k. Kriegsmacht aus. Der Mantel des an der Errichtung des albanesischen Staates mitwirkenden k. u. k. Vaterlandsverteidigers war dem über die Steine Stolpernden ein hochwillkommener Halt. Ein Abgleiten über die steile Böschung hätte sich nicht empfohlen.

Nachdem ich dem Schutze des Lloydagenten überantwortet worden war, hatte die k. u. k. Kriegsmacht mir gegenüber die freundwillig übernommene Aufgabe auf das dankenswerteste erfüllt. Die Abenteuer der Nacht nahmen aber jetzt erst recht ihren Anfang. Ich hatte von dem Hafen, der den Namen San Giovanni di Medua trägt, bis dahin nur einen oberflächlichen Begriff bekommen. In den nächsten Stunden lernte ich ihn gründlich kennen.

Längs der brandenden Wellen schritten wir — oft durch breite Wasserlachen — dahin: der Lloydagent, sein Diener mit der Laterne voran und ich. Wo nicht gerade der Laternenschein hinfiel, konnte man die Hand vor den Augen nicht sehen. Von Hafenbeleuchtung nicht eine Spur, nur mitten in der Bucht ein roter Lichtpunkt, der dem erwarteten Dampfer als Leitstern dienen sollte. Dort hatte der Dampfer Anker zu werfen und dorthin hatten wir im Kahn zu fahren, sobald er angekommen sein würde. Plötzlich, während wir so dahinschritten, stellte der Diener die

Laterne zu Boden, krempelte sich die Beinkleider hoch, der Agent sprang ihm auf den Rücken, und beide verschwanden zu meinem grenzenlosen Erstaunen im Nu vor meinen Augen. An der Nord- und Ostsee habe ich gesehen, daß die Bootsleute ihre Gäste manchmal zu oder aus den Booten tragen. Offenbar, so schoß es mir durch den Kopf, geschieht hier das gleiche. Nach einigen Minuten kam der Diener zurück, lud auch mich auf den Rücken, nahm die Richtung zum Meer und setzte mich alsbald auf ein schmales, geländerloses Holzgestell ab, unter dem tosend die Woge schäumte. So erforderten es die Hafenverhältnisse von San Giovanni di Medua. Das Holzgestell war — mit Erlaubnis zu sagen — die Bootlandungsbrücke von San Giovanni di Medua. Nach der Meerseite war ihre Länge hinreichend, auf der Landseite erfreut sie sich bei bewegtem Meer eines beträchtlichen Mankos. „Bleiben Sie stehen und rühren Sie sich nicht!" hörte ich den Lloydagenten sagen, nachdem ich auf den Brettern Fuß gefaßt hatte. Sehen konnte ich den Sprechenden nicht, denn die Laterne stand noch am Ufer. Der Diener watete soeben noch einmal zurück, um Laterne und Handgepäck zu holen. Natürlich durfte ich mich nicht rühren, denn erstens war kein Geländer da und zweitens war die Brücke, wie sich später bei Lichtschein zeigte, löcherig.

Die Brücke war glücklich erreicht, jedoch ein Boot war nicht da. Die Hafenverhältnisse von San Giovanni di Medua stellen es dem Belieben der Bootsleute anheim, ob sie zu einem fahrplanmäßigen Dampfer auf dem Plane erscheinen oder nicht. Über das Meer hinüber ging ein Rufen an, wie von Alp zu Alp bei den Sennern. Ein Boot, ein Boot, ein Königreich für ein Boot! Bis zur Dahingabe des Königreichs (auch ein Fürstentum, z. B. Albanien, hätte genügt) nahmen wir gemütlich im heulenden Sturm auf einem Handkoffer Platz. „Wir werden wohl

heute bei so bewegter See ein größeres Boot benutzen müssen", sagte ich zum Lloydagenten. „Gewiß," erwiderte dieser, „man sollte es tun, aber was soll ich machen? Da liegt das größere Boot am Strande, den Leuten fällt es nicht ein, es ins Wasser zu bringen und sich damit abzuplagen!" Ein Wortschwall mit Klagen über die Hafenverhältnisse von San Giovanni di Medua folgte. „Da sehen Sie die Albanesen! In türkischer Zeit hieß es, daß die Türken die Albanesen an allem behindern. Meinen Sie, daß es besser geworden ist? Schlechter ist es geworden! Der albanesische Hafenkapitän steckt die Gage ein und kümmert sich um nichts. Und in Skutari sitzt Europa und sieht ruhig dieser Misere zu! Alle meine Eingaben und Beschwerden nützen kein Jota. O, San Giovanni, San Giovanni!"

Schließlich kam das Boot doch, nachdem der Diener des vergeblichen Rufens müde, noch einmal an Land gegangen war und die Leute irgendwie aufgerüttelt hatte. Um zum Boot zu gelangen, mußte man die Brücke durchschreiten, was nur unter Beleuchtung jeder einzelnen Bohle durch die vorangetragene Laterne möglich war. Eine Treppe war nicht vorhanden. Man sprang von oben, von hilfreichen Händen unterstützt, in den schaukelnden Nachen.

Es war 5 Uhr geworden, das Dampfschiff kam nicht. Der Sturm verursachte eine Verspätung. Wir legten mit dem Nachen an eine Frachtbarke an, kletterten auf einer Strickleiter auf diese hinauf und warteten und warteten. Die türkische Uhr auf der Barke zeigte bereits die zwölfte Stunde, nach türkischer Zeitrechnung die Stunde des Sonnenaufgangs. Langsam nahm an den Bergspitzen der schwarze Himmel eine fahle Färbung an. Der in stockfinsterer Nacht erwartete Dampfer traf bei hellem Morgen ein. Von seinem Bord grüßte ich die auf der Kaserne wehende k. u. k. Kriegsflagge, unter deren Schutz ich einige

Abend- und Nachtstunden verbracht hatte, und sagte dem heiligen Johann von Medua, hoffentlich für immer, ade.

Das Feuergefecht von Alessio.

Alessio, 26. Februar.

Die Geschichte ist nicht ganz neu, doch wegen ihrer Nachwehen und Schlußfolgerungen hochaktuell, weshalb sie hier erzählt sei.

Räuberische Malissoren drangen nachts von den benachbarten Bergen in die Stadt Alessio zwischen Skutari und San Giovanni ein. Es war auf Ausplünderung eines Ladens im Basar von Alessio abgesehen. In nächster Nähe des Basars liegt die Kaserne, in der eine kleine europäische Soldatenabteilung untergebracht ist. Sie setzt sich aus Engländern und, abwechselnd, Italienern oder Österreichern zusammen. Damals waren neben den Engländern Österreicher da. Alessio verfügt aber auch über eine einheimische Polizeitruppe von etwa anderthalb Dutzend Mann. Es ist dies ein Teil der Polizei, die für die Stadt Skutari und ihren Umkreis vom Skutariner internationalen Militärrat eingerichtet wurde. Sie wird aus den Ortseinkünften unter Kontrolle des Militärrats besoldet. Ihre Gage wurde von dem Vorsitzenden des Militärrats, dem englischen Obersten Philipps, festgesetzt.

Als die Malissoren eindrangen, zeigte sich die Polizei von Alessio ihrer Aufgabe voll gewachsen. Die Räuber wurden überrascht, gerade als sie daran waren, die Ladentür zu erbrechen, und eine gewaltige Schiesserei begann. Die Kugeln pfiffen nur so um die Kaserne herum. Alles fuhr aus dem Schlafe. Man konnte sich nicht vorstellen, was draußen vorging. Der Gedanke, daß ein Angriff auf die Kasernenbesatzung unternommen werde, lag nahe. Der englische und der österreichische Befehlshaber ließen ihre Mannschaften

antreten, die Gewehre wurden geladen, und man schickte sich zum Ausmarsch an, um den Feind zu vertreiben. Da stürzte der Polizeichef herein. Nein, nein, rief er, das dürfe nicht geschehen; besser sei es, daß hundert Albanesen fallen, als daß einem einzigen europäischen Soldaten das Mißgeschick widerfahre, von einer Albanesenkugel verwundet zu werden. Das würde Verwicklungen nach sich ziehen. Die Truppenführer mögen nur ganz ruhig sein, die Polizei werde mit den Räubern — denn um solche handle es sich — schon fertig werden.

Und so geschah es. Die Truppen blieben in der Kaserne, und die Polizei schlug den Angriff der Räuber glänzend zurück. Nach verläßlicher Zählung wurden in dem Gefecht rund 120 Schüsse abgegeben. Bei der Untersuchung am nächsten Tage zeigte es sich, daß das Schloß der Ladentür halb schon aufgebrochen und die Türfüllung teilweise eingeschlagen war. Weiter zeigte es sich, daß Polizei und Räuber das Gefecht auf etwa 40 Schritt Entfernung geführt hatten. Ein Bericht über die treffliche Leistung der Polizei ging nach Skutari ab, und damit war die Sache erledigt.

Wo aber waren die Verwundeten oder gar die Toten? Der Austausch von 120 Kugeln auf 40 Schritt Entfernung hätte doch, obwohl es Nacht war, nicht ganz ohne Körperschaden ablaufen können. Auf seiten der Polizei war nicht die geringste Verwundung vorgekommen, und ebenso zeigte sich keine Spur, daß einer der entwichenen Räuber eine Verletzung davongetragen hätte.

Nach der Gagentabelle des Obersten Philipps erhält ein berittener Polizist, der mit seinem eigenen Pferd in den Dienst getreten ist, 150 Franken monatlich. Das Geschäft, das wenig Arbeit verursacht (namentlich wo internationales Militär steht), nährt seinen Mann. Die Polizisten von Skutari sind die reinen Gigerln, so adrett und beschäftigungslos laufen sie

in den Straßen umher. Die Stadtväter von Skutari seufzen unter der Last und verwünschen die Polizisten mit der hohen Gage in das Pfefferland. Der Militärrat kommt jedoch in Skutari nicht in Verlegenheit, denn Skutari mit seinen 30 000 Einwohnern und seinem Zollamt hat genug Einkünfte zur Deckung der Kosten. Alessio dagegen zählt höchstens 1500 Einwohner, und wenn auch ein Teil der Zolleinnahmen von San Giovanni für Alessio Verwendung findet, so drängte sich doch die Frage auf, wie man die Polizeigeister, die man gerufen hatte, wieder los werden solle. Die Folge war — das nächtliche Feuergefecht von Alessio. Das Gerücht von den finanziellen Schwierigkeiten war nach Alessio gedrungen, und die Polizei hatte gezeigt, daß sie nicht umsonst ihre Löhnung bezieht. Sie hatte ihre Existenz gerechtfertigt.

Das ist nun einige Wochen her. Die teueren Patronen hatten ihre Wirkung getan. Seitdem ist in Alessio nicht wieder geschossen worden. Die Kassenebbe jedoch wurde immer größer. Ein durchgreifender Entschluß mußte gefaßt werden. Diese Woche berief daher der italienische Detachementsführer von Alessio (der den österreichischen abgelöst hatte) die zehn berittenen Polizisten zu sich und erklärte ihnen rund heraus, daß die Herrlichkeit ein Ende haben müsse. Eine ungeheuere Erregung bemächtigte sich der Leute. Die Hand am Pistolenknauf, riefen sie zornig, daß sie ihre letzte Kuh verkauft hätten, um sich das Pferd und die sonstige Ausrüstung anzuschaffen, jetzt wolle man sie brotlos machen, aber wenn dem so wäre, so müßte mit ihnen auch der sterben, der ihnen die Entlassung ankündige. Die Situation wurde in hohem Grade kritisch. Der albanesische Zivilgouverneur von Alessio legte sich ins Mittel. Das Ergebnis war, daß der Italiener die Segel strich. Die berittenen Polizisten von Alessio bleiben in Amt und Würden.

Daß ein Lehnsherr seinen Gefolgsleuten, ein Ritter seinen Knappen kündigt, wäre unerhört. Sie haben

sich ihm verschrieben, und er hat bis an ihr Lebensende für sie zu sorgen. Wie er das Geld aufbringt, ist seine Sache. Die Zahlenden klagen, daß der Staat Geld kostet, was ein sehr unbequemes Akzidens der Vaterlandsschöpfung ist. Die anderen sehen im Staate nur den pflichtgemäßen Ernährer und sind jederzeit bereit, zur Bekräftigung dieser Ansicht ihre Patronen zu verschießen.

Der Nachbar des Fürsten.

Durazzo, 28. Februar.

Fürst Wilhelm von Albanien, dessen Ankunft in Durazzo man mit steigender Ungeduld erwartet, wird zum unmittelbaren Nachbar den alten Baba Mustafa haben, der in Himmelsgeduld seit zweihundert Jahren die Ereignisse an sich vorüberfluten läßt, ohne sich zu rühren.

Die beiden Halbmonde rechts und links am Steinportal des Fürstenpalastes hat man ohne viele Umstände weggemeißelt. Tempi passati. Der Halbmond ist ein türkisches Emblem, und mit Überbleibseln aus der Türkenzeit braucht man keine großen Geschichten zu machen. Schwieriger gestaltete sich die Aufgabe, die türkische Inschrifttafel über dem Portalbogen zu beseitigen[1]). Die Tafel enthielt das Datum der Errichtung des Gebäudes, den Namen des Baumeisters sowie einige Koransprüche. Bei Nacht und Nebel lösten die Werkleute die Tafel von der Front und trugen sie in aller Stille davon. Frischer Lehmbewurf zeigt noch die Mauerwunde an, die hoffentlich bald verheilen wird.

Die Türken sind fort, der Mohammedanismus bleibt und will vorsichtig behandelt werden. Mit Koransprüchen kann man nicht so leicht umspringen, wie mit dem Halbmonde. Und mit dem alten Baba

[1]) Vgl. S. 38.

Mustafa erst recht nicht. Seinen Schlaf der Gerechten wird er fortan als Nachbar des Fürsten von Albanien weiterschlafen.

Ausgegradet und ausgeglichen hat man den Landungsplatz von Durazzo. Eine neue Kaimauer wurde aufgeführt, sumpfige Lachen verschwanden unter Schotteraufschüttung, die baufällige Behausung der Hafensanität (lucus a non lucendo) wurde abgetragen, die paar Häuser des Platzes erhielten neuen weißen Anstrich, niemand aber wagte es, Hand anzulegen an das armselige Mausoleum Baba Mustafas des Heiligen. Der Palast ist das größte Gebäude von Durazzo, das Mausoleum, das an seiner Südostecke auf dem Hafenplatze steht, eines der winzigsten. Sie müssen sich miteinander vertragen, der Palast und das Mausoleum, der Fürst und der alte Baba Mustafa.

Durch das zerbrochene Fenster der weiß und rot angestrichenen Steinhütte erblickt man innen auf dem Fußboden einen kleinen dachartigen Aufbau in der Form von zwei mit der Breitseite gegeneinander gestellten Spielkarten. Alte, billige, ausgebleichte Teppichfetzen liegen darüber. An den Giebeln steht je eine turbangeschmückte Steinsäule. Schilfrohrmatten bedecken den Boden ringsumher. In einer Ecke ist ein Hammelfell ausgebreitet. Darüber hängt eine Laterne im Stallformat. Die Kerze darin reicht von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang.

Baba Mustafa war ein Wundertäter. Zu seinem Grabe wallfahrten, Opfer bringend, die Mohammedaner. Man opfert an bestimmten Tagen, wie einst in biblischen und homerischen Zeiten, Ochsen und Hammel. Das Blut der an Ort und Stelle geschlachteten Tiere rinnt wohlgefällig über den Platz dem Meere zu.

Über Baba Mustafas Grab breitete ein mächtiger Eichbaum seine Äste. Als auf das nahe Hafengebäude, wo die Lloydagentur, das österreichische Postamt und andere Bureaus untergebracht sind, ein zweites

Stockwerk aufgesetzt wurde, hieb man den Eichbaum um. Er stürzte mit Krachen auf den Neubau und richtete eine große Verwüstung an. So rächte sich Baba Mustafa an den Menschen, die ihm den Schatten seines Grabes raubten. Um ihn zu besänftigen, ließ der Hauseigentümer die rotweiß gestrichene Bude aufrichten, die jetzt das Grab umgibt.

Einige aufgeklärte Stadtmohammedaner, die die Religion über Bord geworfen haben, suchten auf den Gouverneur und den Mufti von Durazzo einzuwirken, daß sie das Mausoleum entfernen lassen. „Baba Mustafa fühlt sich nicht mehr wohl in seiner Grabstätte", so sprachen sie, „zu viel Giaurs gehen dort vorbei und noch mehr Giaurs werden kommen; das beste wäre, man brächte den Heiligen nach einer Moschee." Aber Gouverneur und Mufti wagen nicht, den Rat zu befolgen. Sie wollen es mit Baba Mustafa und der mohammedanischen Bevölkerung nicht verderben. Auch ist der alte Baba Mustafa Erbeigentum zweier ortsansässiger Familien, die, Woche um Woche abwechselnd, die milden Gaben in die Tasche stecken, die an Mustafas Grabe niedergelegt werden. Man trägt Bedenken vor einem Eingriff in private Schnorrgerechtsame. Und so wird sich auch Fürst Wilhelm von Albanien mit seinem Nachbar Baba Mustafa vertragen müssen. Baba Mustafa schläft nur scheinbar; in Wirklichkeit wacht er und paßt auf, daß der Christ sich am heiligen Glauben Mohammeds nicht vergreife. Denn Allah ist Allah, und Mohammed ist sein Prophet.

Das Gericht.

Durazzo, 2. März.

Im Vorraum unmittelbar bei der Eingangstür warten Angeklagte, Parteien und Zeugen. Im Zimmer links werden die Zivilklagen verhandelt, im Zimmer rechts die Straffälle. Beide Zimmertüren stehen

offen. Man hört in der Zivilkammer den Glockenaufruf und laute Worte aus der Strafkammer und umgekehrt. Den Wartenden draußen bleiben die Vorgänge gleichfalls kein Geheimnis. Es herrscht auf diese Weise Öffentlichkeit des Verfahrens im weitesten Sinne des Wortes. Offenbar hat man das volle Vertrauen zu den Zeugen, daß die Kenntnis des Verhandlungsverlaufs ihrer Wahrheitsliebe keinen Abbruch tut.

„C'est le commencement. Wir sind in den Räumlichkeiten noch sehr beengt. Es wird allmählich besser werden," erklärt entschuldigend der Vorsitzende der Strafkammer. Er trägt die überlieferte Tracht der türkischen Richter: langen, offenen Talar und den Fes turbanartig mit einem weißen Tuch umschlungen, so daß man ihn für einen Mann geistlichen Standes halten würde, was er aber nicht ist. Nur in kirchlichen Fragen entscheidet der geistliche Richter nach dem Scheriatgesetz. Straf- und Ziviljustiz liegen in den Händen weltlicher Richter. Das Zivilgericht amtiert im großen ganzen nach europäischen Vorbildern, das Strafgesetz ist ein Kompositum von Scheriat und europäischem Recht.

Der Zivilgerichtshof besteht aus dem Vorsitzenden, zwei Beisitzern und dem Protokollführer. Beim Strafgerichtshof kommt noch der Staatsanwalt hinzu. Advokaten gibt es nicht, was seine Nachteile haben mag, aber zur Abkürzung des Verfahrens wesentlich beiträgt. Ein Instanzenweg existiert ebenfalls nicht. Die Entscheidung der ersten Instanz ist bindend, weil eine überprüfende zweite Instanz nicht vorhanden ist. Manchmal, nicht oft, kommt es allerdings vor, daß ein Verurteilter aus irgendeinem kleineren Orte die höhere Erleuchtung und größere Erfahrung von Richtern der Bezirkshauptstadt anruft. Dann konstituiert sich die erste Instanz einfach als zweite.

Wie steht es mit der Kriminalität? Der Strafrichter von Durazzo gibt eine Bestätigung dessen, was ich schon vor einigen Wochen aus Valona in einem Zeit-

punkte meldete, daß man draußen täglich von wildester „Anarchie“ schrie und sprach, die angeblich in Albanien herrschen sollte. Seit der Proklamierung der Unabhängigkeit Albaniens ist in Durazzo nur ein schweres Verbrechen (ein Raubanfall) zur Verhandlung gelangt. Die Sicherheitszustände im Lande sind durchaus befriedigend, was um so anerkennenswerter ist, als die ganze Zeit über eine Regierung, die diesen Namen verdienen würde, fehlt. Unter türkischer Herrschaft war es nicht ratsam, Albanien — von gewissen, lebhafter begangenen Karawanenwegen abgesehen — anders als in Begleitung von Gendarmen oder wenigstens vertrauenswürdigen Eingeborenen zu bereisen. Heute durchstreifen zahlreiche Fremde ganz allein das Land kreuz und quer, ohne daß ihnen ein Haar gekrümmt wird. Ausgenommen sind nur einige Berggegenden, wo man, um sie zu besuchen, vorerst Vereinbarungen mit den Stammeshäuptlingen zu treffen hat. Die Bevölkerung ist gutmütig und freundlich und würde mit gerechtem Sinn gewiß leicht zu regieren sein, wenn die von Konstantinopel aus großgezogene Korruption und Ränkesucht der bisher führenden Kreise das Regieren nicht erschweren würde.

Der Strafgerichtshof hatte über einen jungen Gendarmen abzuurteilen, der einen Gastwirt eines Nachbardorfes mit Kolbenschlägen mißhandelt hatte, weil dieser einer behördlichen Vorladung nicht sofort gefolgt war. Der unmittelbare Vorgesetzte des Angeklagten wohnte zum Zwecke seiner eigenen Information der Verhandlung bei. Der Gastwirt schilderte mit erregten Gesten den Vorgang. Der Gendarm tat darauf von seinem Standpunkte aus in fließender Erzählung das gleiche. Ein aufgerufener Zeuge wurde auf den Koran vereidigt. Er legte die Hand auf das in eine verzierte Tuchtasche eingeschlagene Buch und sprach die Eidesformel. (Christliche Zeugen werden auf die Bibel vereidigt.) Sodann „zog sich der Gerichtshof zur Beratung zurück“, welche Prozedur

darin bestand, daß die Mitglieder des Gerichts flüsternd die Köpfe zusammensteckten. Das Urteil, das „im Namen Gottes" gesprochen wird, hatte für den Unbeteiligten wenig Interesse, weshalb wir uns, ehe es gefällt war, in die Zivilkammer begaben.

Dort standen zwei Bauern einander gegenüber. Streitobjekt war die Mauer zwischen ihren Häusern. Der Richter, ohne Amtstracht, da diese keineswegs obligatorisch ist, hatte sich vor Beginn der Verhandlung bewogen gefühlt, mir eine längere Vorlesung über die Schädlichkeit der Kapitulationen zu halten, die abgeschafft werden müßten, da sie die Fremden zuungunsten der Einheimischen bevorzugen. Der gute Herr wird wahrscheinlich lange warten müssen, ehe sein Wunsch sich erfüllt. Er erzählte mir auch, daß die Verhandlungen durch die Verschiedenheit der beiden albanesischen Dialekte, des toskischen und des gegischen, manchmal sehr erschwert werden.

Es gibt also Richter in Albanien. Aber nicht alle Staatsbürger sind gleich vor dem Gesetz. Außerhalb der Justiz stehen die Beys, die mächtigen Großgrundbesitzer. An einen Bey wagt sich der Richter nicht heran. Es ist noch nicht vorgekommen, daß ein Bey vor Gericht zitiert wurde. Man kann sich nicht vorstellen, daß solches überhaupt möglich wäre. Der Bey kann tun und lassen, was er will, und manche Beys machen sich kein Gewissen, ihren Vorteil, wenn nicht anders, auch auf verbrecherischem Wege wahrzunehmen. Gegen den Bey gibt es kein Recht. Wie man die Beys unter das Gesetz zwingen soll, ist eines der dringlichsten und wichtigsten Probleme Albaniens.

Natürlich gibt es auch dort, wo die Exekutive nicht reicht, keine Justizpflege. In den Bergen, bei den auf ihre regionale Unabhängigkeit stolzen Stämmen, kann der Arm der Gerechtigkeit nicht wirken. Sie gehorchen heute noch der alten ungeschriebenen Lex Dukagin, die auf der Blutrache basiert. In der Ebene hat man bereits angefangen, Verbrecher aus Blutrache gericht-

lich zu verfolgen. C'est le commencement! Es ist auch das nur ein Beginn, wie alles, was gegenwärtig in Albanien geschieht.

Der Einzug des Fürstenpaares.

Durazzo, 7. März.

Wir haben einen König! Wir haben einen Fürsten! Wir haben einen Herrscher! Gott sei Dank!"

Das war unverkennbar die aufrichtige Stimmung des Tages, an dem Fürst Wilhelm und Fürstin Sophie von Albanien in Durazzo eingezogen sind. Unter begeisterten Freudenkundgebungen der Abordnungen aus dem ganzen Lande, mit Ausnahme der Mirdita und den nördlichen Malissia, ist die Ankuft des Fürstenpaares erfolgt. Für die Bewohner dieser beiden Landschaften wird entschuldigend angegeben, daß sie bei der Unbestimmtheit, die über dem Datum des Tages der Ankunft schwebte, nicht rechtzeitig eintreffen konnten. Die Einzugsfeierlichkeiten spielten sich bei warmem Wetter und bedecktem Himmel ab. Auf dem Hafenplatz sowie im anstoßenden Garten des Fürstenpalastes flatterten über Tausenden weißer Albanesenkappen zahllose rotschwarze Fahnen und Flaggen. Auf der rissigen, brüchigen Venetianermauer im Hintergrunde rechts saßen verschleierte mohammedanische Frauen mit ihren Kindern. Dicht besetzt waren die Balkons, die Fenster und Terrassen des den Platz im Mittelgrunde abschließenden Hauptgebäudes. Eine dieser Terrassen war den Damen der Familie Toptani reserviert. Für die Journalisten und die Gäste von auswärts hatte man am Gartengitter eine Estrade mit Ausblick auf den ganzen Platz und den Landungssteg errichtet. Inmitten des etwa 120 Meter langen und breiten Platzes stand die Musikertribüne für die über die Adria herübergekommene 60 Mann starke Banda municipale aus Bari. Der Weg, den das Fürstenpaar zu nehmen hatte, führte

vom Landungssteg linker Hand längs der neu errichteten Kaimauer zum Garten und mit einer Rechtsschwenkung durch den breiten Gartenpfad direkt zu der mit Lorbeer und Palmen geschmückten niedrigen Freitreppe des Palasteinganges. Man braucht, bei normalem Schritt, keine zwei Minuten hierzu.

Die Armee war als erste zur Stelle. Sie wurde repräsentiert durch achtzig Reiter und etwa ebensoviel Fußsoldaten, die sich in zwei Reihen vom Landungssteg zum Gartengitter postierten; die Reiter mit dem Rücken zum Meere, die Infanterie ihnen gegenüber auf der anderen Seite des Weges. Zwischen diesem Spalier marschierten die albanesischen Abordnungen mit Fahnen und Inschriften auf. Während dies geschah, legten geschäftige Hände einen roten Laufteppich auf den Erdboden, was die ob solcher Farbenpracht verwunderten Rosse ganz scheu machte. Der Garten war der Schuljugend vorbehalten, die in festliches Weiß gekleidet, mit Fähnchen in den Händen singend heranzog. Gesänge ertönten zeitweilig auch aus den Reihen der Abordnungen, die einander mit Hochrufen und Händeklatschen begrüßten. Am herzlichsten wurden die Kossowoleute von soeben befreiten Koritzaleuten empfangen[1]).

Um 2 Uhr nachmittag verkündete ein Kanonenschuß von den Höhen über Durazzo, daß die von Österreich dem Fürstenpaar zur Fahrt beigestellte Kriegsjacht „Taurus“ mit der Begleiteskader in Sicht gekommen sei. Die in der Bucht ankernden beiden Kriegsschiffe Österreichs und Italiens „Panther“, sowie „Iride“ und „Misurata“ legten Flaggengala an. Essad Pascha erscheint an der Spitze der Notabeln der Stadt, um auf dem jüngst von der Gemeinde angekauften Motorboot dem Fürstenpaare entgegenzufahren. Auf dem Landungssteg versammeln sich

[1]) Einige Tage vor Ankunft des Fürstenpaares war die Stadt Koritza in Epirus von den griechischen Truppen geräumt worden und in albanesische Verwaltung übergegangen.



das Konsularkorps, die holländischen Offiziere der Gendarmerie unter Führung des Generals de Veer, die mohammedanische, katholische und orthodoxe Geistlichkeit. Unmittelbar neben dem Landungssteg nehmen die Mitglieder der internationalen Kontrollkommission Aufstellung.

Dem Schusse aus der albanischen Kanone folgte der Geschützdonner von „Panther", „Iride" und „Misurata". Man hört übers Meer herüber das Hurrarufen der Matrosen. Die Glocken von den Türmen der katholischen und der orthodoxen Kirche Durazzos beginnen zu läuten. Langsam nähert sich die Eskader, der weiße „Turus" inmitten der dunkeln Kriegsschiffe Italiens, Englands und Frankreichs. Die anwesenden deutschen Staatsangehörigen, die die unmittelbar vorher von der italienischen Musikkapelle vorgetragene deutsche Kaiserhymne mit Applaus aufgenommen hatten, bedauern, daß nicht auch ein deutsches Kriegsschiff anwesend ist. Im Augenblick, wie der „Taurus" vor Anker geht, ertönt wiederum das Hurra von „Panther", „Iride" und „Misurata". Auf einmal donnern alle Kanonen der Kriegsschiffe und auf dem Lande, und wieder läuten alle Glocken.

Das Kommando „Säbel heraus!" „Präsentiert das Gewehr!" ertönt. Über dem Palaste geht die große Fürstenflagge hoch, der schwarze Adler auf rotem Grund mit dem Wiedschen Wappenpfau im Mittelfeld. Begeisterung ergreift das Volk ringsum; „Hoch Albanien!" „Hoch Wied!" Die Menge stimmt Freudengesänge an, manche tanzen vor Vergnügen und machen Luftsprünge, und noch einmal Hurrarufe hüben auf dem Lande und drüben bei den Matrosen.

Das Fürstenpaar kommt, die freudige Erregung steigert sich und erreicht ihren Höhepunkt. Die Kommandanten der Kriegsschiffe sind bereits gelandet und gesellen sich den Wartenden auf dem Landungssteg zu. Essad Pascha ist auch wieder zurückgekehrt. Er trägt die neue albanesische Generalsuniform. Nach

vorher vereinbartem Programm wurde Essad vom Fürsten, als er ihn an Bord des Schiffes begrüßte, zum General ernannt, worauf er die Erlaubnis erbat, die Uniform, die er selbst mitgebracht hatte, sofort anlegen zu dürfen, was denn auch geschah.

Ein gedecktes Motorboot bringt das Fürstenpaar ans Land. Ein wahrer Sturm durchtobt den ganzen Platz, während sich auf dem Landungssteg die Notabilitäten dem Fürstenpaare vorstellen. Der Fürst überragt alle an Körpergröße, er hat weit mehr als das Gardemaß. Ob er auch politisches Augenmaß hat, muß sich später zeigen. Er trägt eine goldbebortete, hellgraue Uniform und weißen Kalpak mit hoher weißer Reiherfeder. Über die im Ordensglanz prangende Brust schlingt sich das schwarzrote Band des noch nicht existierenden albanesischen Ordens. Die Fürstin, ganz in Weiß gekleidet, trägt ebenfalls Reiherfedern auf dem Hute.

Von Essad, den Stadtvertretern, den Konsuln, der Geistlichkeit, den niederländischen Offizieren gefolgt, betritt das Fürstenpaar vom Landungssteg das Land. Vor den Mitgliedern der internationalen Kontrollkommission bleiben sie stehen. Der italienische Präsident der Kommission hält eine Ansprache. Er begrüßt das Fürstenpaar. Der Kernsatz seiner Rede lautet: „Die internationale Kommission ist glücklich, Euerer Hoheit sagen zu können, daß sie nach Erreichung ihres Zieles (nämlich der Vereinigung der Verwaltung Albaniens in den Händen der Kommission) mit der Macht, die sie bis jetzt ausgeübt hat, das Schicksal des freien und geeinigten Albaniens dem Schutze Euerer Hoheit übergibt.“ Aus der Antwort des Fürsten ist hervorzuheben, daß er die Hoffnung aussprach, die Kommission, die bisher *ausnahmsweise* die Macht in Albanien ausgeübt habe, werde *im Rahmen ihrer Befugnisse* dem Lande noch nützliche Dienste leisten.

Langsam und unausgesetzt salutierend durch-

schreitet der Fürst, die Fürstin zur Linken, das Spalier der begeisterten Menge. Die Musikkapelle spielt die von ihrem Kapellmeister komponierte albanesische Hymne.

Im Garten überreichen Kinder ihrer Fürstin Blumen. Auf der Freitreppe des Palastes erfolgen wieder Vorstellungen. Essad steht unmittelbar hinter dem Fürstenpaar. Wenige Minuten später zeigt sich das Fürstenpaar vom Balkon der Menge und alle jubeln ihnen zu. „Wir haben einen Fürsten! Wir haben einen Herrscher! Gott sei Dank! Das neue Albanien ist erstanden!"

Die politische Forderung an den Fürsten.

Durazzo, 9. März.

Soll dem Fürsten Wilhelm I. von Albanien ein Spruch mitgegeben werden auf seinen Weg, so wäre der beste der, welcher auf vielen der Kisten stand, die in den letzten Wochen im Palais ausgepackt wurden: „Vorsicht, nicht stürzen!" (Gestürzt wurden sie doch, daß es nur so krachte.) Trotzdem wird es gut sein, mit Unkenrufen hauszuhalten. Die politischen Verhältnisse im Lande sind schwierig, daran ist nicht zu zweifeln. Eben jetzt kommt zu allen Zwistigkeiten und Zerwürfnissen die Unzufriedenheit der Stadt Skutari hinzu, welche wie eine gekränkte Schöne ingrimmig auf die glücklichere Nebenbuhlerin Durazzo blickt. Eine Überschätzung dieser Strömungen und Gegenströmungen in dem Sinne, daß sie eine Gefahr für den Träger der Krone bilden würden, ist aber nicht am Platze. Eine Staatsleitung, die immer nur auf geebneten Wegen wandelt, gibt es nirgends. In Albanien sind noch hundert und tausend Klippen fortzuräumen, um überhaupt auf eine praktikable Bahn zu gelangen. Das Menschenmaterial, mit dem diese Arbeit geleistet werden soll, ist zwar aller Kenntnisse bar, die zur Fundierung und Ent-

wicklung eines Staatswesens gehören, aber dem Fürsten gegenüber in der Hauptmasse guten Willens. Von der Klugheit des Fürsten wird es abhängen, wie er aus dieser günstigen Disposition Nutzen für das Land zieht.

Von einer parlamentarischen Verfassung ist keine Rede. Sie ist auf Jahre hinaus eine Unmöglichkeit. Auch die radikalsten städtischen Intelligenzen, die ausländische Theorien in sich aufgenommen haben, sehen das ein. Niemand verlangt schon jetzt eine Konstitution. Die bloße Technik des Wählens wäre unausführbar in diesem wegelosen Lande. Ein Verständnis für ein palamentarisches Regiment kann einem Volke nicht aufdämmern, das erst lernen muß, ein Verständnis für den Staat selbst zu gewinnen. Um so größer wird dadurch die Verantwortlichkeit des Fürsten vor dem Volke und der Geschichte. Ginge es nach dem Sinne der Feudalherren Albaniens, so hätte sich der Fürst das Wort von dem „König absolut, wenn er unsern Willen tut" zu eigen zu machen. Der „Junkers ihre nie pozwalam" existiert noch in Albanien. Manche dieser Großgrundherren haben sich als Vögte im Dienste der Türkei recht wohl gefühlt und die Anpassung an die neue Zeit, die, wenn auch keine Konstitution, so doch eine Demokratisierung verlangt, wird ihnen schwierig. Mit einem Tropfen liberalen Öls muß der Fürst von Albanien gesalbt sein, wenn er das Land vorwärts bringen will. In hiesigen Ausländerkreisen bis in die internationale Kontrollkommission hinein wird gezischelt: „Wird ein Prinz aus Preußen und Rittmeister aus Potsdam das nötige Maß von Liberalismus aufbringen können?" Es ist anzunehmen, daß der Protestant, der seine Huld zu gleichen Teilen den Mohammedanern, Katholiken und Orthodoxen zuzuwenden hat, sich auch politisch nicht auf einen starren Aristokratenstandpunkt versteifen wird. Sonst eben wäre er nur der „König absolut, wenn er unsern Willen tut." Noch

schlimmer wäre ein Dalai Lama-Gebaren des Hofes, ein hochmütiges Absperrungssystem gegen die Einheimischen, wofür man im Orient am allerwenigsten ein Verständnis hat.

Wo von den Feudalherren die Rede ist, gebühren der Spezialnummer Essad Pascha einige besondere Worte. Die Essadgefahr ist vorderhand beseitigt. Essad ist mit saturiertem Ehrgeiz aus Europa heimgekommen. Die schmeichelhaften Audienzen beim König von Italien und beim Kaiser von Österreich, die Aufnahme, die er bei den Staatsmännern fand, die Ordenssterne, die man ihm gab, die Rolle, die er in Neuwied und Waldenburg spielte — alles das söhnte ihn anscheinend mit dem Gedanken aus, daß er fortan nicht der erste, sondern der zweite Mann in Albanien sein soll. Diese zweite Stelle unmittelbar hinter dem Fürsten wird er unter allen Umständen festzuhalten suchen, was nicht ausschließt, daß der Fürst und der Pascha in guter Freundschaft miteinander leben. Das hängt von ihrem Charakter und vom Gange der Ereignisse ab. General Essad Pascha, der einzige General des noch armeelosen albanesischen Staates (der Gendarmerieorganisator General de Veer ist bekanntlich Niederländer), wird dauernd starken Einfluß auf die Staatsangelegenheiten ausüben.

Nach alledem liegen die politischen Dinge für den Fürsten nicht so schlimm, wie man vielfach in Europa zu glauben scheint. Da er das Amt übernommen hat und keineswegs ein Draufgänger ist, sondern ein ruhiger, abwägender Mann, so setzt er offenbar das Vertrauen in sich selbst, daß er seine Aufgabe wird erfüllen können. Es wäre eine schwere Enttäuschung für Albanien und Europa, wenn er sich nicht bewähren würde. Wirtschaftlich und kulturell muß und wird Albanien sich heben, aus dem sehr einfachen Grunde, weil es unmöglich ist, daß die wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse ärger werden, als sie sind; der frische Luftstrom der neuen Zeit wird sie beleben.

Unerfreulich in mancher Hinsicht sind die auswärtigen Beziehungen. Serben und Albanesen werden niemals Freunde werden, das ist vollkommen ausgeschlossen. Selbst nach späterer Anbahnung sogenannter korrekter Beziehungen wird sich das nicht ändern. Mit den Griechen sind noch die epirotischen Schwierigkeiten zu erledigen. Man macht sich darauf gefaßt, daß die Besitzergreifung des von den griechischen Truppen geräumten Gebiets noch zu peinlichen Zwischenfällen führen wird. Gefahren für den albanesischen Staat als solchen oder für den Thron liegen hierin jedoch nicht, wenn auch der Hellenismus immer ein Pfahl im Fleische Albaniens bleibt. Komplizierter gestaltet sich der Ausblick nach der Adriaseite hin. Wenn Albanien vor den Adriastürmen der Korruption geschützt werden könnte, wäre es ein Glück für das Land. Die Albanesen sind ein Volk der Beschenkten. Die Korruptionsgeschenke Abdul Hamids haben aufgehört. Der Spender ist vom Schauplatze verschwunden. Großmütig haben darauf Österreich und Italien, die schon früher an Geldspenden gleichfalls nicht gespart haben, dem Volke das denkbar größte und wertvollste Geschenk gemacht, indem sie ihm einen eigenen Staat errichteten. Aber an der köstlichen Frucht nagt der Wurm der eifersüchtigen österreichisch-italienischen Quertreibereien. Der Wurm hat Goldfärbung. Unseres Erachtens liegt darin die Hauptgefahr für Albanien wie nicht minder für den Thron. Schon einen Tag nach Ankunft des Fürsten begannen die italienisch-österreichischen Ränke um die Ernennung des Präsidenten des ersten albanesischen Kabinetts. Kronos verschlang seine Kinder; der Appetit Italiens und Österreichs gefährdet das Dasein ihres gemeinsamen Sprößlings.

Sollte jedoch wider Erwarten das Kind zu einer dauernden Befestigung der österreichisch-italienischen Ehe beitragen — um so besser für Albanien und für alle Anderen.

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

Zur Einführung.

Als in den letzten Septembertagen des Jahres 1912 der Schleier von den seit langer Zeit angestrengt betriebenen und geschickt geheimgehaltenen gemeinsamen Rüstungen der vier Balkanverbündeten gegen die Türkei durch das Losschlagen Montenegros gelüftet wurde, da hat die politische wie die wirtschaftliche Welt vor der Aufgabe und Frage gestanden, ob es gelingen werde, die Brandfackel des Krieges auf die Balkanländer zu beschränken, oder ob dieser Krieg nur das Vorspiel zu einem noch weit größeren Kriege europäischer Großmächte werden würde. Lange Zeit hat nicht nur das Kriegsglück zwischen den kämpfenden Völkern hin und her geschwankt, sondern noch mehr die Ungewißheit vor schweren Komplikationen zwischen Österreich und Italien einerseits und Rußland auf der anderen Seite bestanden. Erst unter dem Druck der übrigen Mächte und nicht zuletzt durch Deutschlands Friedenspolitik haben die zunächst beteiligten Großstaaten sich in schwierigem diplomatischen Kampfe dahin geeinigt, daß man den Balkan unter gewissen Einschränkungen und festgesteckten Grenzen sich selbst zu überlassen habe. Der unvorhergesehene Ausgang des Balkankrieges, der in seinem zweiten Teil die unerwartete, bis zum blutigen Kampf getriebene Verwicklung der bisherigen Verbündeten sah, bis dann Rumänien das letzte entscheidende Wort sprach, zeigt eine Abänderung der Landkarte, wie sie die Weltgeschichte seit Jahrzehnten nicht erlebt hat. Die politische Macht des Halbmondes in Europa war vernichtet, und nur der Politik Englands, die das Warum wohl wußte, war es zu danken, daß noch am Goldenen

Horn die Fahne des Propheten flattert. Das nicht unerhebliche Gebiet der europäischen Türkei von fast 170 000 qkm verteilen mit Ausnahme des östlichen Zipfels, der durch die Linie Enos—Midia unter Einbeziehung des zurückeroberten Adrianopels gekennzeichnet ist, die Balkanverbündeten. Freilich mit der Einschränkung, daß unter dem Druck der europäischen Großmächte das Fürsten- oder Königtum Albanien abgetrennt wird, ein Pufferstaat zwischen dem Balkan, Italien und Österreich. Das alte Volk der Albanesen, das selbst in furchtbarem, fast bis zur Vernichtung getriebenem Kampfe mit Serbien während des Balkankrieges lag, erwächst zur Unabhängigkeit unter dem Zepter eines von den Großmächten Europas anerkannten Herrschers deutschen Blutes. Serbien, Griechenland, Bulgarien, Montenegro teilen den Besitzstand der europäischen Türkei, nehmen aber, worauf zu achten ist, neue türkische und andere Bevölkerungselemente, deren sie schon besaßen, in sich auf. Das Fazit des gewaltigen Krieges, der 5 Milliarden Mark Kriegskosten verschlang, ungeachtet der direkten und indirekten Zerstörung und Vernichtung weiterer Milliarden wirtschaftlicher Werte, die niemals abzuschätzen sein werden, aber ein Vielfaches der Kriegskosten betragen, und der an 400000 waffenfähige Männer teils aus der Front riß, teils an Verwundungen, Krankheiten und Seuchen zugrunde gehen ließ, bedeutet für Serbien einen Gebietszuwachs von 48300 auf 95000 qkm, für Bulgarien von 96345 auf 119000 qkm, für Griechenland von 64657 auf 114657 qkm, für Montenegro von 9080 auf etwa 14000 qkm, für Rumänien, das auf Kosten Bulgariens noch den Streifen Turtikai-Baltschik erhält, von 131353 auf 137553 qkm.

Diese neuen Gebiete, die ebenso wie die sie erobernden Balkanstaaten eine keineswegs homogene einrassige Bevölkerung bilden, sind politisch, kulturell und wirtschaftlich dem jeweiligen alten Besitztum anzugleichen. Eine schwere und mühevolle Arbeit,

die nur unter Anspannung aller Kräfte geleistet werden kann. Es ist vielfach wertvoller Besitz, der erworben wurde, wertvoll durch Erzeugnisse des schon lange dort unter türkischer Oberhoheit betriebenen Ackerbaues, der Obstkultur, des Weinbaues, der Viehzucht, des Baumwollanbaues, der Seidenzucht, wertvoll auch durch die hier sich anknüpfenden, schon Jahrzehnte gepflegten Beziehungen mit dem westeuropäischen Handel. Dedeagatsch, das den Bulgaren, Saloniki, das den Griechen zufiel, sind Handelsplätze von großer Bedeutung, ersterer als Getreideexportplatz, letzterer als Ausfallstor für die zahlreichen heimischen Produkte, wie Felle, Häute, Wolle, Getreide, beides Mittler der Beziehungen zwischen Orient und Okzident. Cavalla und Xanthi sind Sitze einer hochentwickelten Tabakskultur. In dem Vilajet Monastir blüht wie in Saloniki die Seidenzucht und Wollzucht. Mit Skutari und Durazzo, Valona und Berat als Hauptstädten bzw. hauptsächlichsten Produktionszentren begründet sich das albanische Reich. Noch wichtiger ist es beinahe, daß Bulgarien an die Ägäis rückt und Griechenland seine Küstenfläche an diesem Meere stark vergrößert, während Serbien freilich noch durch einen schmalen Streifen griechischen Landes vom Meere getrennt bleibt. Aber neben dem erwähnten wirtschaftlich wertvollen, vielleicht auch kulturell relativ hochstehenden Besitzstande werden im ehemalig türkischen Gebiet weite Strecken erworben, die noch in der Finsternis der Unkultur dahindämmern und erst von den Siegern nicht nur wirtschaftlich, sondern überhaupt erst der Kultur erschlossen werden müssen, Gebiete, welche ähnlich den Strecken Innerasiens, beinahe weiße Flecken der Landkarte darstellen.

Die siegenden Balkanstaaten haben — namentlich gilt das für Bulgarien — mit Gut und Blut den Sieg und die neuen Gebiete teuer genug erkauft. Sie haben einen großen Teil ihrer mit westeuropäischem Kapital

in den letzten beiden Jahrzehnten erschlossenen Wirtschaftskräfte und Quellen in dem Kriege opfern müssen, vor allem einen großen Teil ihres jugendlichen Nachwuchses, des Trägers und der Hoffnung ihrer wirtschaftlichen und kulturellen Fortschritte. Das europäische Kapital aber hat sich schon mit dem Beginn des Krieges von allen Staaten aus den verschiedensten Gründen zurückgezogen und ihnen nicht mehr zur Verfügung gestanden. Einmal, weil dieses Kapital in früherer Zeit Siegern und Besiegten gleichmäßig zu Gebote gestanden hatte und deshalb im eigenen Interesse nicht für den einen eintreten und den andern im Stiche lassen konnte. Für manche europäischen Geldgeber wäre zu Beginn des Krieges sogar noch ein Sieg der Türkei viel willkommener gewesen. Sodann, weil durch den Krieg die bedeutenden Handelsbeziehungen zum Balkan, wenn auch nicht in ganzer Stärke lahmgelegt, so doch stark gehemmt wurden. Aber die Zurückhaltung des europäischen Kapitals lag noch weit mehr in den gewaltigen politischen Spannungen der Großmächte untereinander und der dadurch heraufgeführten allgemeinen Unsicherheit begründet. Diese Spannungen hatten seit den Marokkotagen des Jahres 1911 bestanden, sie sollten sich in dem Balkankriege noch mehr als einmal wieder verschärfen und erst allmählich abklingen. Dazu traten aber die Folgen der außerordentlichen Kreditüberspannungen in der westeuropäischen Industrie und im deutsch-südamerikanischen Handel, die forcierte wirtschaftliche Entfaltung der Länder Südamerikas, deren Rückschlag 1913 zur vollen Wirkung kam. Erst nach Beendigung des Balkankrieges, mit der Beseitigung der politischen Spannungen der Großmächte, vor allem aber durch die seitens der europäischen Notenbanken geübten Kreditrestriktionen, welche es verhinderten, daß einer Konjunkturhöhe eine Wirtschaftskrise in Westeuropa folgte, so daß es nur zu einem langsamen Abflauen des Wirtschaftslebens ohne schwere Erschütterungen

kam, haben sich die Kapitalien wieder stark konzentriert und sind in die Kassen der Banken zurückgeflossen, so daß eine Geldflüssigkeit den Boden für erneute wirtschaftliche Tätigkeit vorbereitet.

Diese Geldflüssigkeit Westeuropas wird zum Teil auch den Balkanländern, in denen übrigens auch das Geld wieder flüssiger geworden ist, zur Verfügung stehen. Aber noch ist das Vertrauen des Kapitals in den ernsten Willen der Balkanländer, ihre Volkswirtschaft wieder aufzubauen und zu mehren, ihre reichen natürlichen Hilfsquellen zu erschließen, nicht wieder voll zurückgekehrt. Darum die Zurückhaltung nicht zuletzt Deutschlands, das erst für Rumänien eine Anleihe zustande brachte, während Serbien und Griechenland in Frankreich ihre Geldbedürfnisse decken konnten, dagegen Bulgarien und die Türkei erst nach langen Unterhandlungen ihre Anleihen abschlossen.

Dieser Zustand war angesichts der dringenden Notwendigkeit der Entwicklung der Balkanländer, andererseits angesichts der großen Handelsbeziehungen, die speziell Deutschland zum nahen Orient unterhält, kein befriedigender. Diese Beziehungen müssen vielmehr dringend weiter ausgebaut werden durch vom Staate garantierte Kapitalsinvestitionen und durch noch stärkere Einflußnahme des Privatkapitals auf die Entwicklung der Landwirtschaft, der Viehzucht, der Waldwirtschaft, der Industrie in den betreffenden Ländern selbst. Gute Anfänge sind ja durch die nicht unerhebliche Tätigkeit der deutschen Auslandsbanken am Balkan seit langem gemacht worden, die an anderer Stelle geschildert werden. Aber gegenüber der eifrigen Tätigkeit, die Österreich-Ungarn, vor allem aber Frankreich, am Balkan entfaltet haben, stehen wir doch, wenn nicht zurück, so doch vielfach an zweiter Stelle, namentlich in der Vielseitigkeit der Beziehungen.

Um aber hier unseren Einfluß zu stärken, vor allem, um durch Stillstehen oder durch nicht rechtzeitiges

energisches Zugreifen diesen Einfluß zugunsten anderer europäischer Wirtschaftsvölker nicht gemindert zu sehen, ist es notwendig, die Kenntnis und das Verständnis der wirtschaftlichen Lage am Balkan in Deutschland wach zu halten, die Bewegung des dortigen Wirtschaftslebens in allen ihren Phasen und Einzelheiten, dem deutschen Kaufmann und Industriellen, Bankier und Privatkapitalisten sachgemäß zu übermitteln.

Wenn auch eine Reihe von Zeitschriften die Handelsbeziehungen zu den Balkanstaaten literarisch zu fördern und zu unterstützen zu ihrer Aufgabe gemacht haben, so hat es doch vor allem noch an einem Organ gefehlt, das den finanziellen und kapitalistischen Interessen der Balkanstaaten selbst dient, und andererseits das westeuropäische, speziell das deutsche Kapital für die Balkanländer zugunsten ihrer weiteren wirtschaftlichen Erschließung interessiert und dementsprechend sachgemäß informiert. Es fehlt bisher an einer Zeitschrift, welche die Entwicklungsmöglichkeiten der Balkanländer dem interessierten Kapital dauernd vor Augen führt. Diese Lücke soll durch unsere Zeitschrift, zu deren Mitarbeit sich hervorragende Volkswirtschaftler und Praktiker, sowohl in den Balkanstaaten, wie in Deutschland und Österreich-Ungarn, bereit erklärt haben, ausgefüllt werden.

Berlin W 30, im April 1914.

Redaktion und Verlag der Balkan-Revue.

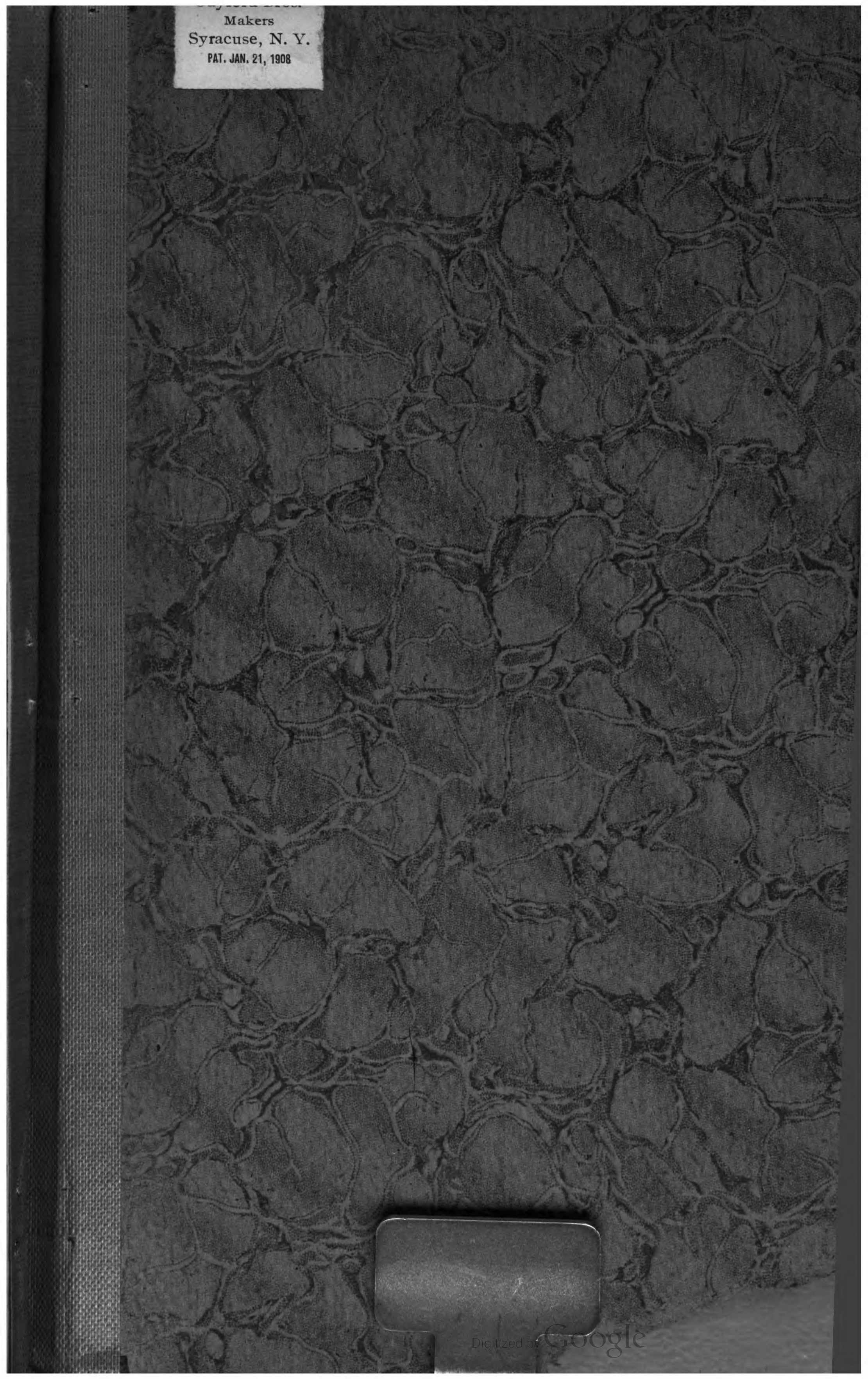


In den vorstehenden Zeilen ist das Programm der Balkan-Revue gekennzeichnet; sie darf sich also der stereotypen „Frage an das Publikum" entheben, ob die Begründung dieser Zeitschrift eine Notwendigkeit war oder eine überflüssige Vermehrung des überflutenden Zeitschriftenmarktes ist. ✶ Die Redaktion kann heute schon eine stattliche Zahl hervorragender Männer des In- und Auslandes zu ihren Mitarbeitern zählen und wird gleich von allem Anfang an mit der Veröffentlichung einer Reihe wertvoller Beiträge in deutscher und französischer Sprache beginnen.

Die „Balkan-Revue" wird auch äußerlich den Charakter einer vornehmen Monatsschrift wahren; sie wird in stattlichen, sorgfältig edierten Heften in Oktav-Format zur Ausgabe gelangen. ✶ Preis des Einzelheftes M. 2.50 oder Fr. 3.—, im Jahresabonnement M. 24.— oder Fr. 30.—.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig.


Makers
Syracuse, N. Y.
PAT. JAN. 21, 1908

